

Claudia Liebenau-Meyer

Lebenswege jüdischer Frauen

Lilo Guggenheim

Betty Heimann

Bertha Tänzer



Jüdisches
Museum
Göppingen

Claudia Liebenau-Meyer

Lebenswege jüdischer Frauen

Lilo Guggenheim

Sonnige Kinderjahre
in Göppingen

Betty Heimann

Die fast vergessene
Kaufmannsehefrau

Bertha Tänzer

Sie wollte niemandem
zur Last fallen

Die Herausgabe dieser Veröffentlichung wurde gefördert durch:



Landeszentrale
für politische Bildung
Baden-Württemberg

Redaktion
Karl-Heinz Rueß

Umschlag
Bertha Tänzer mit ihren Kindern Ilse und Erwin, um 1925.
Im Hintergrund die Evangelische Knabenschule,
heutige Uhland-Realschule.

Bildnachweis
Foto Weber, Haigerloch S. 58
Hauptstaatsarchiv Stuttgart S. 61, 62
Stadtarchiv Göppingen S. 7, 9, 23, 33, 34, 39, 43, 49, 60
Stadtarchiv Heilbronn S. 44 unten, 57
Privatbesitz Umschlag, S. 5, 11, 13, 14, 15, 20, 25, 30, 41, 44 oben



© 2019 Verfasserin und Stadt Göppingen
Unveränderter Nachdruck der ersten Auflage, 2007
Alle Rechte vorbehalten
Gestaltung: Kurt Ranger Design, Stuttgart
Gesamtherstellung: Mediendesign Späth GmbH, Birenbach
ISBN 978-3-933844-51-4

Inhalt

Lilo Guggenheim verh. Levine (geb. 1921) Sonnige Kinderjahre in Göppingen	4
Betty Heimann geb. Bergmann (1888–1944) Die fast vergessene Kaufmannsehefrau	22
Bertha Tänzer geb. Strauss (1876–1943) Sie wollte niemandem zur Last fallen	38

Lilo Guggenheim verh. Levine (geb. 1921)

Sonnige Kinderjahre in Göppingen

4

Es war einmal ein Mädchen, das lebte in Göppingen und war glücklich. Ihre Eltern liebten sie über alles. Jeder mochte den kleinen Wildfang, und sie genoss es, den Menschen Freude und Heiterkeit zu bringen.

Wie im Märchen kommt das Mädchen mit dem Bösen in Berührung: Es wird verfolgt und muss fliehen. Nimmt die Geschichte ein gutes Ende ...?

Lilo Guggenheim Levine hat ihre Kindheits- und Jugenderinnerungen aufgeschrieben und ihnen den Titel gegeben: „This too shall pass“. In Englisch, für ihre Kinder und Enkel, denn seit über 60 Jahren lebt sie im Ausland. Eigentlich heißt sie Lise Lotte, doch keiner in der Familie rief sie so. Bei den Eltern war sie „s' Kind“, die zwei älteren Brüder nannten sie „d' Jung“, und Großmutter Hammel sprach von ihr als „mei Dogannele“, wobei keiner wusste, was das bedeutet, aber es klang liebevoll. Sie war das „Schatzle“ im Haus in der Grabenstraße 20. Geborgen und sicher fühlte sie sich als Kind: „Ich war umgeben von der Liebe meiner Familie, meiner Verwandten, Freunde und Angestellten meiner Eltern. Meine Kindheitsjahre waren sonnig.“¹

Eine Kindheit in Göppingen

Lilo hing an ihrer Mutter und hätte gerne noch mehr Zeit mit ihr verbracht. Doch ihr Vater, der Kaufmann Julius Guggenheim², benötigte die Unterstützung seiner Frau im Laden. Dieser zog sich über zwei Geschosse, unten wurden Kurzwaren, darüber Konfektionswaren verkauft. Im obersten Stockwerk lebte die Familie – Pauline und Julius Guggenheim sowie Lilo mit ihren Stiefbrüdern Poldi und Emil. So war es ein Leichtes für Lilo, ihre Mutter untertags zu sehen, sooft sie wollte. „Mutter sah immer elegant aus. Sie liebte es, sich gut anzuziehen, zu ihrer eigenen und Vaters Zufriedenheit und um im Laden gut zu wirken.“

Lilo Guggenheim muss ein Kind mit heiterer Ausstrahlung gewesen sein, denn auch die Angestellten des Betriebs freuten sich über ihre Besuche und erfanden zum Vergnügen der Kleinen tolle Beschäftigungen. Im Büro bekam sie ein Blatt Papier und konnte Zahlen nachahmen, die Frau Fischer ordentlich in „ihr großes Buch schrieb“. Herr Kohnle, einer der Fahrer, ließ sie manchmal im hinteren Teil des Lastwagens mitfahren. Was war das dunkel und aufregend! Dass die Mitarbeiter so offen und vertrauensvoll mit Lilo umgingen, ist mit der guten Arbeitsatmosphäre im Unternehmen Guggenheim zu erklären. Nicht nur wegen der alljährlichen Ausflüge mit abschließendem Abendessen im Restaurant oder wegen sonstiger gemeinsamer Aktivitäten hielt man dem Betrieb die Treue. Nein, in der Hauptsache lag es an

¹ Dieses und weitere Zitate stammen aus dem Buch von Lilo Guggenheim Levine: *This too shall pass*. Übersetzung von Claudia Liebenau-Meyer. Es gibt ein zweites Buch in deutscher Sprache, in dem vor allem die Ereignisse ab

August 1939 beschrieben sind. Julius & Lini Guggenheim: *Auch das geht vorüber*. Frankfurt am Main 1991.

² Geboren 1882 in Gailingen am Hochrhein, gestorben 1960 in Zürich.

Rechts:
 Familie Guggenheim, 1924.
 Im Jahr 1920 heiratete Julius
 Guggenheim Pauline Hammel.
 Die Tochter Lilo wurde 1921
 geboren. Ihre Brüder Emil (hinten)
 und Poldi kamen 1913 und 1915
 zur Welt.

Unten links:
 Lilo und ihr Vater Julius Guggen-
 heim, 1925.

Unten rechts:
 Lilo Guggenheim vor der
 Mädchenvolksschule, heutige
 Schiller-Realschule, 1928.



ihrem Chef, einem rechtschaffenen, ehrlichen, klugen und sozial eingestellten Mann. Ein Mann, der überzeugte. Den folgenden Einblick in seinen Lebenslauf gab er im Januar 1940, als er vor einem nationalsozialistischen Gericht angeklagt war.³

„Ich kam als 14½-jähriger Sohn armer Eltern in die kaufmännische Lehre, ... Ich musste in Gemeinschaft mit meinen drei Schwestern, welche zu derselben Zeit das Damenschneiderei-Handwerk erlernten, danach streben, so bald wie möglich Geld zu verdienen, um unseren betagten Eltern beistehen zu können. So blieb mir der Weg zum Studium, zu dem ich Neigung hatte, versperrt. ...

Im Jahr 1906 errichtete ich in Göppingen unter Mithilfe meines früheren Lehrherrn ... ein selbstständiges Geschäft. Nach schweren Jahren gelang es mir, diese Existenz zu behaupten und zu entwickeln. Die Kriegsjahre fanden mich in den Reihen der Frontkämpfer im L.J.R.126, ich kämpfte an der West- und Ostfront und wurde mit dem E.K. II und dem Verdienstkreuz mit Schwertern ausgezeichnet. Im Jahr 1911 heiratete ich erstmals. Diese Ehe endigte im Oktober 1918. Meine Frau starb an der gegen Ende des Krieges herrschenden Grippe-Epidemie im Alter von 28 Jahren. Sie hinterließ mir einen 3- und einen 5-jährigen Sohn. Durch die Kriegsverhältnisse musste ich die in schwerem Kampf errungene Existenz im Jahr 1916 aufgeben, und so stand ich am Ende des Feldzuges wieder am Neuanfang.

Im Jahr 1920 heiratete ich wieder. Meine zweite Frau⁴ und ihre verwitwete Mutter wurden in Straßburg im Elsass geboren, verließen aus Patriotismus im Jahr 1920 ihre Heimat Frankreich und optierten für Deutschland. Durch diesen Akt verloren meine Schwiegermutter und meine Frau ihr nicht unerhebliches Vermögen, verursacht durch die inzwischen bei uns eingetretene Inflation. So begann also am Ende der Inflation 1923 abermals ein neuer Anfang meines Lebenskampfes. Durch die tatkräftige Mitwirkung meiner sehr schaffensfrohen und intelligenten Frau gelang es mir abermals, eine Existenz neu aufzubauen, und so haben wir gemeinschaftlich bis zum Jahr 1937 eine gute Entwicklung nehmen können. Bis zu dieser Zeit erfreuten sich meine Unternehmungen eines zunehmenden Aufschwungs, so dass ich noch in diesem Jahr ca. 200 Angestellte beschäftigen konnte.“

Der wirtschaftliche Aufschwung war mit der Eröffnung des ersten Wohlwert-Ladens in Göppingen am 11. April 1930 gekommen. Das neue, aus Amerika übernommene System der Selbstbedienung und des Einheitspreises begeisterte die Kunden, die am Eröffnungstag das Geschäft in der Hauptstraße stürmten. Solch einen sensationellen Start hatte man in dieser Stadt noch nicht erlebt. Bedingt auch durch einen außergewöhnlichen Werbegag: Julius Guggenheim hatte veranlasst, dass ein Flugzeug in niedriger Höhe über das Stadtzentrum flog und Schokoladetafeln abwarf. Verständlich, dass da Jung und Alt auf den Beinen waren. In den nächsten Jahren eröffneten die Guggenheims Filialen in Aalen und Ravensburg; 1937 standen Pläne an, ein weiteres Geschäft in Augsburg zu eröffnen.

³ Wie Anm. 1, S. 76 f.

⁴ Pauline Hammel, geboren 1887 in Straßburg, gestorben 1939 in Stuttgart, Mutter von Lilo.

*In der Grabenstraße 20 wohnt die Familie
Guggenheim bis 1930.*



Julius Guggenheim war ein gut verdienender Mann. Daraus resultierte seine Lebenseinstellung: „Diese Verhältnisse gestatteten mir, mich in sozialer Hinsicht zu betätigen, und ich darf ohne Überhebung sagen, dass ich zur Linderung der Not im allgemeinen beigesteuert habe. Ich verweise hier an dieser Stelle darauf, dass ich wohl der erste war in Göppingen, der im Jahr 1931 die Winterhilfe mit einem sehr namhaften Betrag mit ins Leben gerufen hat. ... Für meine Angestellten habe ich eine Ferienkasse errichtet, die ich mit namhaften jährlichen Beträgen ausstattete. Ich habe schon im Jahre 1928 durch besondere Fürsorge für die Ausbildung der Lehrlinge gesorgt, im gleichen Jahr einen Fonds gegründet für hilfsbedürftige Wöchnerinnen aus meinem Geschäft. Schon im Jahr 1930 habe ich Personalabende durchgeführt, ... und es hat niemand geheiratet, der nicht einen namhaften Betrag zugewiesen erhielt. Selbstverständlich waren bei mir ... seit dem Jahr 1906 namhafte Weihnachtsgratifikationen an sämtliche Angestellte üblich.“

Auch die kleine Lilo schätzte die Großzügigkeit ihres Vaters. Wenn in Göppingen Jahrmarkt war, beim Karussellfahren das Geld mal wieder zu schnell ausging, rannte sie zu ihrem Vater. Der griff in die Tasche, gab ihr das nötige Kleingeld und sagte: „Du kannst alles haben, was du willst.' Ich musste nicht betteln. Wenn Leute meinten, dass mein Vater mich verwöhne, dann pflegte er zu antworten: ‚Solch ein Kind, wie ich es habe, hat kein Mensch' ...“. Übrigens, Vater Guggenheim benutzte nie einen Geldbeutel und eine seiner Redensarten war „Bargeld isch mir lieber“.

Seit sich Lilo Guggenheim entsinnen konnte, hatte die Familie ein Auto. „Sonntags machten wir alle eine Fahrt zu einem der umliegenden Dörfer. Vater nannte es eine Fahrt ins Blaue. Auf der Fahrt schlug mein Vater vor: ‚Jetzt singe mir eis.' Mutter konnte nie den Ton halten, aber sie beteiligte sich trotzdem, und wir lachten alle.“

Humor war eine der Stärken der Familie. Besonders Poldi, sechs Jahre älter als Lilo, begeisterte seine Schwester. Seine fröhliche und kommunikative Art steckte an und trotz des Altersunterschieds widmete er ihr viel Aufmerksamkeit.

Wenn Lilo Ansprache brauchte, Rat und Trost suchte, war immer jemand für sie da. Zwei Großmütter waren ihr liebevoll zugewandt. „Großmutter Hammel“, die Mutter ihrer Mutter, wohnte bei ihnen im Haus, „Großmutter Sinn“⁵ im Nachbarhaus, Grabenstraße 18, bei den Oppenheimers. Sie ging mit Lilo regelmäßig ins Hallenbad, stellte sich ins seichte Wasser und begutachtete die Schwimmversuche ihrer Enkelin. Noch heute schwärmt Frau Guggenheim, verheiratete Levine, von den Kochkünsten der Großmutter Sinn, ihren eingelegten Gurken und ihrem Blitzkuchen, der solch einen „köstlichen Geschmack“ hatte, „dass ich mich heutigentags noch danach sehne“. Fast jeden Tag machte sie bei Großmutter Sinn ein Besuchle, und wenn es Abend war, bekam sie noch ein Betthupferl zugesteckt.

Ein schönes Kinderleben, fast makellos, wenn nicht dieses übertriebene Interesse der Eltern und Brüder am Geschäft gewesen wäre, so dachte die kleine Lilo. Jahr-

⁵ Julius Guggenheims erste Frau war eine geborene Sinn.



Blick in die Grabenstraße. Links die Mädchenschule im ehemaligen Spitalgebäude. Rechts das Wohn- und Geschäftshaus der Familie Guggenheim.

zehnte später schrieb Frau Levine dieses Unbehagen nieder und resümierte: „Sie sprachen und sprachen über die Geschäfte, beim Mittagessen mitten am Tag, beim Abendessen am Ende des Tags. Die Geschäfte, die Geschäfte, die Geschäfte, dies und das. Sie schlossen Poldi und Emil mit in die Diskussionen ein. Ich sprach auch, aber was ich zu sagen hatte, wurde nicht ernst genommen. Die einzige Sache, die wirklich von Bedeutung war, waren die Läden. Nun, wo ich das aufschreibe, glaube ich, bin ich nicht sehr gerecht. Ich war wichtig in dem Sinne, dass sie mich als ihren Sonnenschein betrachteten, ihre Freude und als Ausgleich zu ihren Sorgen. War das eine Belastung für mich? Nein. Ich genoss diese Rolle voll. Ich war jedermanns Freude – so fühlte ich mich – in der Schule, im Laden, Zuhause. Stieg es mir zu Kopf und machte mich eingebildet? Ich kann es nicht sagen. Es machte ein gutes Gefühl. Ich glaube, es beeinflusst meine guten Gefühle zu Deutschland heutigentags.“

Lilo Guggenheim ging auf Menschen zu, auf Erwachsene wie Kinder, Juden wie Nicht-Juden. Gerne erinnerte sie sich an Frau Scher aus der Parallelgasse, für die sie frisch gebackene Brezeln austrug und dafür ein wenig Geld zugesteckt bekam. Begleitet wurde sie von Kurtle Oppenheimer, einem der Nachbarkinder. Wichtig für Lilo war auch dessen ältere Schwester Erna, die wunderschöne Kleider für ihre Puppen und Kurtles Teddybären nähte.

Stunden verbrachte sie mit anderen Kindern auf dem heutigen Spitalplatz, damals dominiert von einem riesigen Schulgebäude. Rund um den Schulhof lief ein Geländer mit zwei waagrechten Eisenstangen, an denen wurde geübt und geübt. Erst wer sich mit einer Flanke locker über die Stangen schwingen konnte, war im

Kreis der Gleichaltrigen akzeptiert. Lilo schaffte es. Hier lernte sie das Fahrradfahren, unterstützt von ihrer Freundin Lydia Pio. Eine zweifach wertvolle Beziehung: Lydia hatte ein Fahrrad, und die Eltern der kleinen Italienerin besaßen Eissalons. Die Adresse in Göppingen für köstliche Schlotzereien. Frau Guggenheim Levine hat eine Reihe von Kinderspielen in ihren Erinnerungen aufgelistet, in die sie und ihre Kameraden sich, losgelöst von jeglicher Zeit, vertieften. Das Jojo, das die Geschicklichkeit der Kinder fordert, wurde als Nouveauté durch ihren Vater in Göppingen eingeführt.

Wie ein Eldorado kam Lilo Guggenheim der Garten der Villa Fleischer in der Nördlichen Ringstraße vor.⁶ Zusammen mit ihren Cousins und Cousinen, neun an der Zahl, trafen sie sich im Obstgarten, der hinter dem Haus lag, zum „Indianerles-Spiel“. Frei nach Karl May, dessen Bücher die Älteren gelesen hatten, streiften die Kinder mit Feder-Kopfschmuck durch das Gelände, pflückten da eine Beere, dort eine Haselnuss – je nach Jahreszeit gab es immer etwas Essbares. Von Lilo weniger geschätzt waren die Besuche bei Tante Emilie Fleischer, die im ersten Stock „residierte“: „Wenn wir in den Raum ihrer Hoheit eintraten (so denke ich heute von ihr), hatten wir einen Knicks oder Diener zu machen.“ Welch Erleichterung, wenn sie das Zeremoniell hinter sich hatten und draußen auf den betonierten Wegen ums Haus wieder mit Dreirad, Holländer und Roller rumflitzen konnten. Nach dem Toben zog sich Lilo gerne mit ihrer Cousine Hannah Fleischer zurück und zeichnete. Das ein paar Jahre ältere Mädchen gestaltete „wunderschöne Bilder“. Lilo bewunderte sie und ließ sich von ihr in diese künstlerische Technik einführen, die sie heute noch ausübt.

Mit Weihnachten und dem jüdischen Lichterfest Chanukka, die fast zeitgleich gefeiert werden, verbindet Lilo Levine Gefühle der Aufregung und Freude. Sechs Wochen vor Weihnachten begann, wie in christlichen Haushalten, die Hektik der Vorbereitungen, das Einkaufen und Backen. Ihre Mutter hatte wie alle Hausfrauen das Problem, die Gutsle, besonders die Schokoladenmakronen und Zimtsterne, vor den Naschkatzen Poldi und Lilo zu verstecken. Am Heiligen Abend richtete sie einen Gabentisch für die Angestellten. Die Kinder erhielten ihre Geschenke an Chanukka. Statt eines Weihnachtsbaums erstrahlte der achtarmige Leuchter. Im Licht der Kerzen spielten die Kinder: die Brüder mit der Eisenbahn, Lilo mit dem Kaufladen. Nach Neujahr wurde alles weggepackt bis zum nächsten Jahr – eine Gepflogenheit, die, wie in den christlichen Familien, auch bei den Guggenheims üblich war.

Lilos Eltern übten ihre Religion aus, ohne strenggläubige Juden zu sein.⁷ Sie achteten die jüdischen Feiertage und gingen regelmäßig Freitagabend in die Synagoge, meist auch am Samstagmorgen. Nach dem Gottesdienst besuchte man sich, um gemeinsam das Sabbat-Mahl einzunehmen. „Der Tisch war gewöhnlich mit

⁶ Das Wohngebäude Nördliche Ringstraße 33 wurde 1928 von der Stadt Göppingen käuflich erworben. Witwe Emilie Fleischer hatte für das Haus und den Garten ein lebenslanges Wohn- und Nutzungsrecht gegen Bezahlung von jährlich 1200 RM. 1935 wurde „im Wege gütlicher Verständigung“ veranlasst, dass Frau Fleischer und ihre verwitwete Tochter mit ihren Kindern

ausziehen. Dr. Erich Pack, seit 1933 nationalsozialistischer Oberbürgermeister in Göppingen, zog in die Villa ein. – Siehe Spruchkammer-Akten von Dr. Erich Pack, Staatsarchiv Ludwigsburg, EL 902/8 Bü 11 840.

⁷ Julius Guggenheim war von 1926 bis zu seinem Weggang aus Göppingen 1937 Vorsteher der Jüdischen Gemeinde.

einer weißen Tischdecke bedeckt. Es gab challah (jüdisches Sabbat-Brot, das wir „Berches“ nannten), danach folgten verschiedene Essensgänge, die mit einer Suppe begannen.“ Die Gespräche bei Tisch waren lebhaft, angeregt durch die mitreißenden Predigten des Göppinger Rabbiners Dr. Aron Tänzer. Lilo Guggenheim, die sich selbst als eine wenig ernsthafte Schülerin bezeichnet, folgte seinen Ausführungen mit großer Aufmerksamkeit. Sein Religionsunterricht war fesselnd und sein Satz: „Seid glücklich, dass ihr zu den Verfolgten gehört und nicht zu den Verfolgern“ prägte sich bei ihr tief ein.

Mit dem Jahr 1933 begannen sich die Themen der Tischgespräche zu ändern. Die antisemitische Politik der Nazis bereitete Sorgen. Doch da Leute aus Nürnberg, eine Hochburg der nationalsozialistischen Propaganda, nach Göppingen zogen, beruhigte man sich mit Überlegungen wie: „Es kann nicht so schlecht sein in Göppingen, wenn Menschen aus anderen Städten hierher ziehen.“ Oder: „Das kann nicht für immer dauern.“



Die Kinder feiern in der Nördlichen Ringstraße das Purimfest, 1928. Lilo steht in der zweiten Reihe, sie ist die Zweite von links. Alle Kinder auf dem Bild haben den Holocaust überlebt.

Renate Herwig (Mitte) feiert mit ihren Freundinnen ihren Geburtstag im September 1931. Ganz rechts Lilo.



Beginnende Ausgrenzung

Lilo, bei der Machtergreifung von Hitler ein Mädchen von zwölf Jahren, sträubte sich gegen die gedrückte Stimmung der Erwachsenen. Sie wollte spielen, lachen und Spaß haben mit ihren Freundinnen. Sie fühlte sich nicht als Außenseiterin, die Klassenkameradinnen waren ihr nicht feindlich gesonnen. „Wir gehörten dazu; wir waren Göppinger.“ Eine neue Schülerin aus Köln, die nicht schwäbisch sprach, sie war in ihren Augen Außenseiterin.

Trotzdem, es schmerzte sie, als nicht-jüdische Mädchen in den BDM eintraten. „Ich wünschte, ich hätte auch eine Uniform gehabt – schwarzer Rock, weiße Bluse, schwarze Krawatte, braune Jacke. Es klang, als hätten sie viel Spaß bei ihren Treffen gehabt.“ Es entsprach nicht Lilos Art, zu resignieren, zu jammern, wenn es Alternativen gab: „Ich wollte nicht zu ihren Treffen gehen, und zwar, weil wir jüdischen Kinder so viele eigene Veranstaltungen hatten.“ Auf die Angebote des Hotels Detelbacher am Bahnhof, das einzige jüdische Restaurant in der Stadt, konzentrierte sich ihr Interesse. Dieser Begrenzung ihres Lebensraums gewann Lilo Guggenheim Gutes ab, denn dort befand sich eine „wunderschöne Bühne im Obergeschoss, wo meine Liebe für Theater und Tanz geboren wurde“. Sie, ein zartes und quirliges Mädchen, nahm Ballettstunden und genoss ihre Auftritte bei den Festen der jüdischen Gemeinde. Ihre Leidenschaft für den Tanz, für Bewegung nach Musik, begleitete sie ihr Leben lang. Noch heute, mit über 80 Jahren, gibt sie kleinen Balletteleven Unterricht – voll Anmut und Konzentration.

Einen Abschied, erzwungen durch die niederträchtigen Gesetze der Nazis, musste sie 1935 erleiden. Der wirtschaftliche Erfolg hatte es 1930 der Familie Guggenheim ermöglicht, in ein geräumiges Haus außerhalb des Stadtkerns, in die Louis-Schuler-Straße zu ziehen. Man richtete sich dort neu ein, um das Haus zog sich ein großer Garten, das alles wollte gepflegt werden. Daher wurden zwei Bedienstete eingestellt, ein Koch und die Haushälterin Pauline. Diese fühlte sich in ihrer Stellung sehr wohl, zumal Lilo sie gleich zu ihrer Freundin erkor. Als Pauline kündigen sollte, da per Gesetz jüdische Familien deutsche Hausgehilfinnen unter 35 Jahren nicht beschäftigen durften, stellte sie ein Bittgesuch bei der Partei, in ihrem Fall eine Ausnahmegenehmigung zu erteilen. Ihre Anfrage wurde abgelehnt. Lilo weinte, als Pauline die Familie verlassen musste.

Im Sommer desselben Jahres war Lilo mit einer weiteren Gemeinheit der Nazischeren konfrontiert worden. Als Kind jüdischer Eltern wurde sie ausgesperrt, durfte nicht mehr ins öffentliche Schwimmbad. Das Schild „Juden sind hier unerwünscht“ schränkte ihre Möglichkeiten für Spiel und Sport ein. Denn die Sportvereine, besonders die für Göppingen typischen Arbeiter-Sportvereine waren seit 1933 aufgelöst oder ideologisch unterwandert worden. „Die kostbare völkische Substanz, das deutsche Blut, das die Leiber der einzelnen formt, ist auch die natürliche Substanz der Leibesübungen“, argumentierten die Nationalsozialisten.⁸ Dieser ideologische Irrsinn schloss die Juden aus Sportvereinen aus, verwehrte ihnen Zugang zu

⁸ Wolfgang Benz u.a.: Enzyklopädie des Nationalsozialismus. Stuttgart 1997, S. 251.



Das Kaufhaus Wohlwert in der Hauptstraße in den 1930er-Jahren. Heute befindet sich an dieser Stelle das Kaufhaus Woolworth.

Turnhallen und Sportplätzen. Hier gab es einen Ausweg: Die rund 350 in Göppingen lebenden Juden hatten einen eigenen Sportplatz. Das Gelände war von dem Filztuchfabrikanten Carl Veit gestiftet worden. Dort trieb Lilo Sport und knüpfte immer engere Beziehungen zur jüdischen Gemeinde. Die Freizeit in Göppingen, die Urlaube in Feriencamps für Kinder und Jugendliche verbrachte sie mehr und mehr mit jüdischen Jungen und Mädchen.

Der Schulalltag, die Beziehungen zu den Angestellten ihrer Eltern wurden – das betont sie mehrmals – trotz politischer Maßnahmen zur Ausgrenzung für sie nicht schwieriger. Die Lehrer an der Schule verhielten sich gerecht, waren ihr zugewandt und, mehr als sie, besorgt um ihre Sicherheit. Als sie 1936 in die letzte Klasse der Mädchen-Realschule in der Ludwigstraße kam,⁹ versicherte ihr Lehrer Dr. Erwin Kohler: „Lilo, nichts wird dir passieren, so lange du in meiner Klasse bist.“

Sie beendete 1937 die Schule. Über ihre Abschlussfeier macht sich Frau Levine in ihren Erinnerungen ausführlich Gedanken: „Am Ende der neun Jahre Schule gab es ein Klassenfest. Jemand schlug das Café Schwarz vor, weil die kein Schild hatten ‚Juden unerwünscht‘. Ich war begeistert, weil ich das Café Schwarz liebte. In letzter Minute verbreitete ein Mädchen mit Namen Duerer die Nachricht, dass wir die Feier im Café Luitpold haben sollten. Die hatten das Schild ‚Juden unerwünscht‘. Aber das Schild war oben, die Feier sollte unten stattfinden, und sie sagten mir, dass sie es schön fänden, wenn ich käme. Ich glaubte das. Heute würde ich mehr Duerer

⁹ Heute das Mörike-Gymnasium, Lilo Guggenheim war noch das einzige jüdische Mädchen in der Klasse.



5. Realschulklasse mit Lehrer Dr. Erwin Kohler, 1937. Lilo sitzt in der dritten Reihe ganz rechts. An der hinteren Wand des Klassenzimmers hän-

gen Fotografien von Hitler und Hindenburg. Sie ist die einzige jüdische Schülerin in der Klasse.

glauben, die neu in der Klasse war, und auch, glaube ich, eine hohe Position beim BDM hatte. Sie hatte den Wechsel angezettelt, um mich nicht dabei zu haben. Sie alle sprachen mich mit der gewohnten Wärme und Freundlichkeit an, dass sie wünschten, dass ich komme. Ich ging nach Hause und besprach es mit meinen Eltern. Vater sagte: ‚Geh, wenn du meinst, du musst es tun. Aber lass dir auch meine Meinung sagen: Du hast Schulfreundinnen, und du wirst viele gute Erinnerungen an sie behalten. Aber nimm an, irgendjemand von der SS oder SA oder BDM kommt ins Café und sieht dich dort. Er oder sie wird jeden hart angehen, und an dies wirst du dich dein ganzes Leben lang erinnern.‘ Wie weise er war, mir solch einen guten Rat zu geben. Ich ging nicht, aber es fiel mir schwer. Ich erinnere mich an meine Klassenkameradinnen mit Liebe, Respekt und zärtlichen Gedanken. Zahlreiche Jahre später war ich fähig, ihnen das zu erzählen. Es gab mir Frieden, und ich hoffe, ihnen gab es Trost.“

Lilos Zeit in Göppingen endete im Frühjahr 1937. Die Eltern hatten in Stuttgart, Robert-Bosch-Straße 8, ein Haus als Altersruhesitz gebaut – auch in der Annahme, in einer großen Stadt anonym leben zu können als in Göppingen, in der fast jeder jeden kannte. Vor 1933 war es üblich gewesen, sich auf der Straße mit einem gegenseitigen „Hallo“ zu grüßen. Jetzt hieß es markig „Heil Hitler“ – natürlich nicht bei Juden. Diese wurden vermehrt übersehen, der Kontakt mit ihnen gemieden. Lilo hatte solches schon während der Schulzeit erfahren: Zwei Nachbarmädchen, mit denen sie zusammen zur Schule ging, weigerten sich eines Tages, ihre Weggefährtinnen zu sein, weil sie Jüdin war.

Lilo spürte die Pogrome gegen die jüdische Gemeinde, doch sie wollte ihre geliebte Heimatstadt in diesem antisemitischen Kontext nicht sehen. Schweren Herzens nahm sie Abschied, noch nicht wissend, dass bald für viele Jahre keine Rückkehr möglich sein würde. Erst 1952 ging sie wieder durch Göppingens Straßen zu den Orten ihrer Kindheit, den Spielplätzen, den Läden ihrer Eltern, der Schule, den Häusern der Cousins und Freunde. Die intensive Erfahrung, in Göppingen eine glückliche Kindheit erlebt zu haben, und die loyale Haltung ihrer Freundinnen und der Angestellten ihrer Eltern ermöglichten es ihr später, „die Guten und die Schlechten auseinander zu halten“, wenn sie an Deutschland dachte.

Auswanderung

Deutschland – am 13. August 1939 verließ Lilo Guggenheim das Land ihrer Geburt. Ohne ihre Eltern, die in Stuttgart blieben. Sie besaß die Berechtigung, als Hausangestellte in einer englischen Familie auf der Isle of Wight zu arbeiten. Auf Mr. J., ihren Arbeitgeber, richteten sich alle Hoffnungen. Er wollte auch für ihre Eltern bürgen, um für sie eine Genehmigung zu bekommen, nach England auszureisen. Die Familie Guggenheim währte sich in dem Glauben, nach wenigen Wochen Trennung wieder zusammen zu sein. Denn seit das Thema Auswanderung am Familientisch diskutiert wurde, galt als oberste Prämisse: wenn auswandern, dann gemeinsam. Emil, der acht Jahre ältere Stiefbruder von Lilo, war 1936 nach Südafrika emigriert. Das angstvolle Warten auf Post von ihm, die Ungewissheit über seine Lebensumstände dort belasteten die Eltern erheblich. Eine weitere Trennung sollte vermieden werden.



Lilo Guggenheims letzter Tag in Deutschland, aufgenommen am 12. August 1939 auf der Königstraße in Stuttgart.

Pläne, Deutschland zu verlassen, gab es immer wieder. Noch vor dem Umzug nach Stuttgart bot sich ein Tausch an: Jemand aus der Schweiz wollte nach Deutschland ziehen. Im Gegenzug hätte die Familie Guggenheim den Wohnort gewechselt. Diese Transaktion scheiterte am Widerstand von Lilos Mutter. Pauline Guggenheim, geboren als Deutsche im Elsass, ab 1919 zu Frankreich gehörend, wollte kein zweites Mal ein Land gezwungenermaßen verlassen. War sie eine Frau, die den zivilisatorischen Werten Deutschlands vertraute, die solch einer rohen und ungebildeten Bewegung wie der nationalsozialistischen rechtzeitig Einhalt gebieten würden?

Warum zögerte sie, als im Sommer 1938 ihr Mann den Vorschlag machte, gemeinsam über die Berge in die Schweiz zu wandern? Julius Guggenheim sah, dass sich die Lebensbedingungen für Juden in Deutschland merklich verschlechterten und war bereit, zusammen mit seiner Familie einen neuen Anfang zu wagen. „Mutter, Poldi und ich“, so schreibt Frau Levine in ihren Erinnerungen, „waren nicht begeistert von der Idee zu gehen. Das Leben war noch angenehm für uns.“

Die Situation änderte sich schlagartig im November 1938. Die SA verhaftete Julius Guggenheim und seinen Sohn Leopold und brachte sie ins Konzentrationslager Dachau. Während ihrer Abwesenheit wurde der Verkauf ihrer Geschäftshäuser in die Wege geleitet. Ein erzwungener Verkauf. Nachdem Krieg und Inflation den Besitz von Julius Guggenheim schon zwei Mal vernichtet hatten, beraubten ihn jetzt die Nazis. Wie ein Verbrecher abgeführt zu werden und als erfolgreicher Kaufmann für das deutsche Wirtschaftsleben als unwürdig zu gelten, ließ den lebensbejahenden Mann zusammenbrechen. Hinzu kam seine Erkenntnis, dass Juden in Nazi-Deutschland nicht weiterleben können. Zu der Bemerkung, wir wollen nicht getrennt werden – wir wollen zusammenbleiben, kam nun der Satz: Wenn die Dinge ganz schlecht laufen, „dann drehe mir halt die Gashahne ab und lege uns na“. Von Gas war vor Dachau in der Familie nicht gesprochen worden. Doch jetzt – sich an den Händen zu halten, gemeinsam in den Freitod durch Gas zu gehen, gab ihnen Stärke und Zuversicht, nicht gegen ihren Willen von den Nationalsozialisten gefoltert und entmenslicht zu werden. Lilos Mutter, die die beängstigende Lebenssituation nervlich immer weniger bewältigte, beruhigte dieser Gedanke.

Seinem starken Charakter ist es zuzuschreiben, dass sich Lilos Vater nach der Rückkehr aus Dachau schnell erholte und seine positive Lebenseinstellung wiedergewann. Mit seinem Humor baute er Frau und Tochter auf, mobilisierte ihre Lebensgeister. Als pragmatischer Unternehmer eruierte er jede Möglichkeit, aus Deutschland hinauszukommen. Lilo schrieb Bittbriefe an gänzlich unbekannte Verwandte in Amerika, die zu dem weiten Stamm der Guggenheims gehörten. Sie erinnerte sich an das Versprechen ihrer irischen Freundin Noeren, ihre Eltern zu fragen, ob sie bei ihnen leben könnte. Von dem Gedanken, gemeinsam die Auswanderung anzutreten, mussten sie sich angesichts der bedrückenden Tatsachen lösen. Eher stand jetzt die Hoffnung im Vordergrund, wenn einer von ihnen ins sichere Ausland käme, dann könnte für die anderen auch eine Tür geöffnet werden. Die Monate vergingen, auf Anfragen und Bitten kamen nur Absagen. Auch Poldi, der mit Hilfe Göppinger Freunde Ende 1938 politisches Asyl in England erhalten hatte, um dort auf sein Ausreisevisum für die Vereinigten Staaten zu warten, konnte nicht helfen.

Die Guggenheims, die familiäre und geschäftliche Verbindungen in viele Länder hatten, fanden keine Helfer. Wie ist das zu erklären? Nach der Reichspogromnacht im November 1938 brach die organisierte Auswanderung zusammen. Zur Veranschaulichung einige Zahlen: Bis einschließlich 1937 hatten nur 27,6 Prozent der jüdischen Bevölkerung des heutigen Baden-Württembergs das Land verlassen. Die meisten deutschen Juden warteten zu und hofften auf ein baldiges Ende der Nazi-Herrschaft. Doch nach den Gewalttätigkeiten in der „Kristallnacht“ verloren sie den letzten Rest an Zuversicht und bestürmten die Auswanderungsbüros. In den Jahren 1938/39 reisten mehr Verfolgte als in den vorherigen vier Jahren aus: über 9000 Juden nur aus dem Gebiet des heutigen Baden-Württemberg.¹⁰ Tagtäglich bildeten sich lange Schlangen vor den Konsulaten westeuropäischer Staaten und Amerikas. Die Regierungen des Auslands verurteilten die antisemitischen Hetzjagden in Hitler-Deutschland. Doch fand sich auch nach dem 9. November „kaum ein Staat bereit, in großzügiger Weise die Schutzsuchenden bei sich aufzunehmen“. Für manche Staaten mag diese abweisende Haltung berechtigt gewesen sein. Nach dem Ersten Weltkrieg hatten viele Länder Flüchtlingsströme aufgenommen. Die Probleme der Integration waren noch nicht bewältigt. Außerdem stand man noch im Bann der wirtschaftlichen Depression der 1930er-Jahre. Die Aufnahme von Fremden hätte den Arbeitsmarkt belastet, der sich gerade von der Krise zu erholen begann. Speziell die jüdischen Auswanderer waren für den Aufbau einer neuen Existenz im Ausland schlecht gerüstet. Landwirten, Handwerkern stand die Welt offen, aber nicht Ärzten, Anwälten und Angehörigen von kaufmännischen Berufen, in denen die meisten jüdischen Deutschen tätig waren. In dieser Zeit des verzweifelten Suchens nach einem Aufnahmeland mussten die verfolgten Juden vermehrt erfahren, „dass sie im Grunde aller Welt unbequem waren. Niemand wollte sie haben, niemand war für sie verantwortlich.“¹¹ Antisemitische Strömungen, nationalistische Tendenzen ließen viele Staaten zögern, ihre Grenzen den jüdischen Emigranten zu öffnen. Man fürchtete, dadurch den antisemitischen Entwicklungen im eigenen Land Auftrieb zu geben. Auch das klassische Einwanderungsland Amerika, das Raum zur Ansiedlung besaß, zeigte nur eingeschränktes Verständnis für das bittere Los dieser entrechteten Menschen. Die erforderlichen Maßnahmen, das starre Quotensystem in diesem Fall auszusetzen und nach humanitären Kriterien die Aufnahme zu regeln, wurden nicht ergriffen. Wie oft in der Politik wurden schöne Reden gehalten, doch nicht gehandelt, trotz des drohenden Holocaust.

Die Familie Guggenheim erkannte die Aussichtslosigkeit, über das Quotensystem eine Zuflucht in Amerika gewährt zu bekommen. Pauline Guggenheim, in Straßburg geboren, hätte über die nicht ausgeschöpfte Frankreich-Quote in die USA kommen können. Doch ohne ihren Mann lehnte sie diese Möglichkeit ab. Er war Deutscher, die gesetzte Höchstzahl für die Einwanderung war für Deutsche schon

¹⁰ Paul Sauer: Die Schicksale der jüdischen Bürger Baden-Württembergs während der nationalsozialistischen Verfolgungszeit 1933–1945, Stuttgart 1969, S. 118 f. (=Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württem-

berg). Ende Januar 1933 lebten fast 31000 Juden auf dem Gebiet des heutigen Baden-Württemberg, ebd. S. 24.

¹¹ Ebd., S. 131 und S. 138.

weit überschritten. Die Ursache für ihre schlechten Chancen sieht Frau Levine im Rückblick so: „Da wir uns spät beworben haben, bekamen wir eine hohe Nummer auf der Einwanderungsliste.“ Da sich die Möglichkeiten der legalen Auswanderungen ständig verringerten, nutzten üble Geschäftemacher die Lage der deutschen Juden schamlos aus. Für hohe Gebühren besorgten Konsulatsbeamte süd- und mittelamerikanischer Staaten ungültige Visa. In vielen Fällen stand die Gestapo hinter diesem Handel und profitierte von dem unsauberen Geschäft. Zahlreiche Berichte aus dieser Zeit schildern die Irrfahrten von Schiffen voll jüdischer Flüchtlinge, denen die Anlegeerlaubnis verweigert wurde, weil ihre Papiere zwar teuer erkauft, aber völlig wertlos waren. Solch eine Odyssee blieb der Familie Guggenheim erspart. Die geplante und bezahlte Fahrt nach Kuba traten sie nie an. In der Vorbereitung für ihre Auswanderung nach Mittelamerika hatten Lilos Eltern im Sommer 1939 ihr Haus verkauft, ihren Besitz in Kisten verpackt. Lilo und ihre Mutter nahmen Spanischunterricht. Dann „stellte sich heraus, dass die Visa ein Schwindel waren“. Ob Julius Guggenheim ihre Pläne den deutschen Behörden mitgeteilt hatte, erwähnt Frau Levine nicht. Wenn ja, dann hätten die Auswanderungsabgaben, die das Deutsche Reich von den Juden verlangte, das Vermögen der Guggenheims zusätzlich erheblich vermindert.

Lilos Eltern bezogen ein Zimmer in der Stuttgarter Wohnung einer Verwandten. Eine dunkle, deprimierende Bleibe, in der sie nur geringe Zeit ausharren wollten. Sie hofften, bald ihrer Tochter folgen zu können. Denn England war in dieser Zeit unter den Staaten eine rühmliche Ausnahme, das in großzügiger Weise die Schutzsuchenden aufnahm. In den Monaten vor Kriegsbeginn öffnete es sich für 40 000 jüdische Flüchtlinge. Mit Eintritt in den Krieg schloss es seine Grenzen. Pauline und Julius Guggenheim war die Ausreise nicht gelungen.

England

Der Postverkehr von England nach Deutschland war unterbrochen. Über eine Mailänder Adresse nahmen die Eltern im Oktober wieder Kontakt zu ihren Kindern Poldi und Lilo auf. Die liebevollen, Anteil nehmenden Briefe der ersten Tage der Trennung im August änderten sich in sachliche Berichterstattung. Die Unsicherheit, ob die Sendungen ankommen, verstärkte die zunehmende Sorge der Eltern um Lilo. Denn jetzt in der Kriegszeit hörten sie kaum etwas von ihr. Ihre ersten Berichte aus England hatten hoffnungsfroh geklungen. So schrieb ihr Vater am 20. August 1939: „Es ist schon traurig genug, daß wir getrennt leben müssen, aber wie erleichtert das die Tatsache, zu wissen, zu fühlen, daß Du ein gutes Heim gefunden hast. Jetzt haben wir das Vertrauen wieder gefunden zu uns selbst, das wie Du weißt, nahezu verloren ging.“ Eine Woche später waren die Eltern überglücklich, da Mr. J. die Bürgschaft für sie unterschrieben hatte. Die Mutter dankte Lilo: „Was hast Du in der kurzen Zeit schon für uns fertig gebracht. Ich sage Dir, Mr. J. ist nicht nur ein Gentleman, sondern auch ein Edelmann.“

Dann Ende Oktober die bitteren Worte des Vaters in einem Brief an Poldi: „Wir bekamen auch Neuigkeiten von Lilo letzte Woche, aber ich muss sagen, Briefe von ihr erreichen uns weniger häufig als deine. Glücklicherweise hören wir durch Dich,

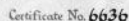
dass alles in Ordnung ist. Wer hätte das jemals gedacht, dass diese Tochter ihres Vaters Geburtstag vernachlässigen würde. Ich will zu ihren Gunsten annehmen, dass ihre Grüße mich einfach nicht erreicht haben. Ich kann sie mir nicht als so undankbar vorstellen und will ihr gewiss nicht böse sein.“ Warum kamen keine Nachrichten von der Tochter, keine fröhlichen Botschaften, die die Eltern doch so dringend benötigten? Lilo war nicht imstande, die Heitere zu mimen, die in völliger Übereinstimmung mit ihrer Umwelt lebt. Am 20. November schilderte sie ihre Sorgen und Nöte in ihrem Tagebuch: „Es ist das erste Mal in meinem Leben, dass ich keinen Freund oder Freundin habe, niemand dem ich mich anvertrauen kann.¹² Niemals vorher hätte ich so dringend jemand gebraucht. Obwohl jeder nett zu mir ist, bin ich komplett verschieden wie die anderen hier. Je länger ich hier bin und je besser ich die Sprache verstehe, umso schlechter geht es mir. Trotz allem, ich hoffe, es wird gut. Mr. J. sagt mir, dass er wie ein Vater zu mir sein wolle. Ich habe Angst mit ihm allein zu sein. Er versucht mich zu küssen, und ich könnte schreien. Einmal versuchte er einen Zungenkuss, und seitdem habe ich Angst vor ihm. Das war der Moment, in dem ich feststellte, dass seine Gefühle nicht wirklich väterlich sind.“ Ein paar Tage später: „Der alte Mann wollte mich wieder küssen. Ich hasse, hasse, hasse ihn von ganzem Herzen. Ich schmierte schwarze Kohle in mein Gesicht, so dass er sich vor mir ekeln würde. Unglücklicherweise war er nicht angeekelt. Aber ich konnte ihn von mir fernhalten.“

An dem Tag, an dem sie diese verzweifelten Worte in ihr Tagebuch schrieb, starb ihre Mutter. In der Nacht vom 6. auf den 7. Dezember drehte Pauline Guggenheim den Gashahn auf, setzte ihrem Leben ein Ende – so wie sie es besprochen hatten, als sie noch zu dritt waren. Doch sie war allein. Ihren Mann hatte man verhaftet. Isoliert von ihr, hielt man ihn seit dem 30. November 1939 erst im Stuttgarter Gefängnis in der Büchsenstraße, dann in der Breite Straße gefangen. Julius Guggenheim war angeklagt, in sieben Kisten und Koffern, die in die Schweiz zu seinen Schwestern geschickt werden sollten, Wertgegenstände versteckt zu haben. Den jüdischen Auswanderern war per Gesetz verboten, außer ihrem Umzugsgut wie Möbel, Hausrat, Kleidung oder ihrem Handwerks- und Arbeitsgut wie Geräte, die sie zur Ausübung ihres Berufs benötigten, irgendwelche Vermögenswerte mitzunehmen. Ihre Wertgegenstände wurden vom deutschen Staat beschlagnahmt, ihr Bankguthaben bei der Deutschen Golddiskontbank in Devisen umgetauscht. Der Transferverlust betrug in der Regel 92 bis 94%.¹³ Nicht nur, dass das Deutsche Reich durch diese verbrecherischen Maßnahmen in den Besitz des jüdischen Vermögens kam, die NS-Ideologen konnten damit auch ein perfides Ziel erreichen: Verarmt, mit nur 10 RM Bargeld in der Tasche, die erlaubt waren, reisten die Juden aus. Dies verstärkte die Ressentiments gegen die Juden in den Aufnahmeländern. Menschen ohne finanzielle Grundlage wollte man nicht, sie könnten eine Belastung sein. Da konnte das Ausland die Ausweisungspolitik der Nazis „verstehen“.

¹² Ihr Bruder Poldi wohnte in London und hatte, wie seine Schwester, keine Erlaubnis diesen Ort zu verlassen.

¹³ Wie Anm. 10, S. 129.

Lilo Guggenheim beendet im Mai 1945 ihre Ausbildung zur Krankenschwester mit Auszeichnung.



Während der Verhandlung versuchte man Julius Guggenheim das Geständnis abzapressen, dass auch im „Lift“¹⁴, der im Bremer Hafen lagerte, verbotenerweise Wertgegenstände versteckt seien. Man drohte ihm, seine Frau in Haft zu nehmen, falls er dieses Vergehen, das er nicht begangen hatte, nicht zugeben würde. Wahrscheinlich wurden die Eheleute, die keine Möglichkeiten besaßen, Kontakt miteinander aufzunehmen, gegeneinander ausgespielt. Pauline Guggenheim blickte in eine aussichtslose Zukunft voller Leiden. Nur der selbst gewählte Tod schien ihr der einzige Ausweg. Ihrem Wunsch entsprechend erfuhr Lilo nicht, dass ihre Mutter keines natürlichen Todes gestorben war. Einem Herzinfarkt wäre sie erlegen, so wurde ihr gesagt. „Dann begann alles um mich herum zu versinken“, schrieb sie in ihr Tagebuch.

In die Trauer, Verzweiflung, Einsamkeit kam die unglaubliche Meldung: Vater ist frei! Er wurde nicht gefoltert! Im nationalsozialistischen Deutschland hatte er „sehr gute Richter“ gefunden. Erst im März 1941 verließ er Deutschland und konnte über Spanien an Bord eines Frachters nach New York emigrieren. Dort traf er seinen Sohn Poldi wieder, der bereits von London nach Amerika weiter verzogen war.¹⁵

Er drängte seine Tochter, nach Amerika zu kommen. Sie war hin- und hergerissen. Sie sehnte sich, ihre Familie wieder zu sehen, in ihrer Nähe zu leben. Doch fühlte sie sich auch England verpflichtet. Das Land hatte sie 1939 aufgenommen, und als sie die Isle of Wight wegen deutscher Invasionsgefahr verlassen musste, als Flüchtling anerkannt. Sie wollte ihren Beitrag zum Kriegseinsatz Englands leisten und entschied, Krankenschwester zu werden, um Opfern zu helfen. Vier Jahre dauerte die anstrengende Ausbildung. Im Mai 1945 nahm sie voll Stolz in der Westminster Hall ihre Urkunde mit Auszeichnung entgegen. Sie hingte noch einen Kurs für Geburtshilfe an – dann erst verließ sie England in Richtung Amerika, das ihr neues Zuhause werden sollte.

¹⁴ Nach dem Hausverkauf hatte das Ehepaar Guggenheim die Möbel etc. in Containerkisten verpackt und nach Bremen gesandt.

¹⁵ Ihr Vater besuchte Göppingen 1947, siehe NWZ vom 18. Juli 1947.

Betty Heimann geb. Bergmann (1888–1944)

Die fast vergessene Kaufmannsehefrau

In den Vernehmungsakten von der „Schlacht am Walfischkeller“ steht: „Bereits am Samstag Nacht wurden verschiedene Plakate weg gerissen. Als Täter wurden in zwei Fällen dem Stadtpolizeiamt Göppingen zur Anzeige gebracht: Die Juden: 1. Theodor Mayer, verh. Fabrikant, wohnh. in Göppingen, Stuttgarterstr. 6 und 2. Betty Heimann, Kaufmannsehefrau, wohnh. in Göppingen, Hauptstr. 2.“¹⁶

Wer waren die „Täter?“

Frau Heimann, damals 34 Jahre alt und in angesehener Position, betrieb zusammen mit ihrem Mann ein Damenkonfektionsgeschäft in bester Lage Göppingsens, am Marktplatz genau gegenüber dem Rathaus. Warum ließ sie sich zu dieser Tat hinreißen?

Und ebenso Theodor Mayer? 1878 in Düren geboren¹⁷, war er nun Gesellschafter in der Göppinger Firma seines Schwiegervaters, Carl Freudenberger, die Korsetts herstellte. Alter und Stellung der beiden Angeklagten widerlegen das Bild des jungen Revoluzzers.

Göppingen, am 9. Dezember 1922

Antisemitischen Hetzaktionen Einhalt zu gebieten, scheint die Motivation ihrer Tat gewesen zu sein. Denn die Plakate, die sie abgerissen hatten, wiesen auf eine öffentliche Versammlung der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei hin. Stattfinden sollte sie am Montag, dem 11. Dezember 1922, im Hotel Apostel in der Marktstraße. Jeder/Jede wurde aufgefordert zu kommen, um die Ausführungen des NS-Propagandisten Max von Weber über die Zukunft Deutschlands zu hören. Aber – ein Teil der Bevölkerung wurde ausgegrenzt! Der letzte Satz auf dem Plakat lautete: „Juden haben keinen Zutritt“. Das Plakatieren dieser Ankündigung mit dem diskriminierenden Zusatz war vom Bürgermeisteramt genehmigt worden.¹⁸

Wie war das möglich – es war doch das Jahr 1922, nicht 1933? Hierzu möchte ich aus dem Werk des Rabbiners Dr. Aron Tänzer über „Die Geschichte der Juden in Jebenhausen und Göppingen“¹⁹ zitieren, das eine Quelle von unschätzbarem Wert für alle Forschenden und Interessierten dieses Themas ist. Dr. Aron Tänzer schreibt: „Die Nachkriegszeit mit ihrer beschämenden Welle von Judenhaß rief auch die Göppinger Ortsgruppe (des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens) zur Abwehr auf den Plan, da judenfeindliche Bestrebungen auch hier Fuß zu fassen suchten. ... Mit regem Eifer und Erfolg“ ... bemühte sich der Vorstand des Vereins

¹⁶ Die Vernehmungsakten liegen im Kreisarchiv Göppingen, C 1 482.

¹⁷ Gest. 1956 in München.

¹⁸ Otto Hartmann war von 1919 bis 1933 Oberbürgermeister in Göppingen, er tendierte in seiner politischen Überzeugung zur SPD.

¹⁹ Aron Tänzer: Die Geschichte der Juden in Jebenhausen und Göppingen. Mit erweiterten Beiträgen über Schicksal und Ende der Göppinger Judengemeinde 1927–1945. Neu hrsg. von Karl-Heinz Rueß. Weißenhorn 1988, S. 537 f. (= Veröffentlichungen des Stadtarchivs Göppingen, Band 23).

Anzeige in der Göppinger Zeitung vom
11. Dezember 1922.

Nationalsozialistische deutsche Arbeiterpartei.

Heute abend 8 Uhr im Apostelsaal
große öffentliche

Verammlung.

Vortrag über: Der Nationale Sozialis-
mus, Deutschlands Zukunft.

Saalsöffnung 7/8 Uhr.

Eintritt 5 Mk. — Juden haben keinen Zutritt.

Geschäft für „Damenkonfektion und Manufaktur-
waren“ Heimann am Marktplatz vor dem Ersten
Weltkrieg.



... „über alle Erscheinungen und Zweige des Abwehrkampfes durch Wort und Schrift zu informieren, wie auch in gebotenen Fällen die geeigneten Maßnahmen zu treffen. Immer nur von dem einen Gesichtspunkt geleitet, der Ehre des Vaterlandes und des Deutschtums zu dienen und den konfessionellen Frieden zu fördern.“

Vor judenfeindlichen Bestrebungen, die auch in Göppingen spürbar waren, warnte Dr. Tänzer. Was war damit gemeint? Für den verlorenen Ersten Weltkrieg, für die erlittene Schmach, für die schlechten Bedingungen, unter denen ein Großteil der Deutschen lebte, suchte man Sündenböcke. So hetzten die Antisemiten, die Juden hätten sich vor dem Kampf an der Front gedrückt und sich stattdessen durch allerlei dubiose Geschäfte schamlos bereichert!

Betty Heimann, geborene Bergmann, gebürtig aus Gunzenhausen im Fränkischen Seenland, hatte 1910 den Kaufmann Ludwig Heimann²⁰ geheiratet. 1913 übernahm Louis, wie er sich später nannte, das elterliche Geschäft für „Damenkonfektion und Manufakturwaren“ in der Marktstraße 2 als Alleininhaber. Ein Jahr später begann der Krieg. Ludwig Heimann wurde eingezogen, kämpfte im Infanterieregiment 121, wurde zum Unteroffizier befördert und für seinen Einsatz mit der Württembergischen silbernen Militär-Verdienstmedaille ausgezeichnet.²¹ Die Ängste und Entbehrungen einer Soldatenfrau, deren Mann im Feld ist, hatte Betty Heimann kennen gelernt. All die schrecklichen Erfahrungen wurden von den Judenhassern geleugnet, verfälscht, aggressiv ins Gegenteil verdreht. Wenn mir der Charakter von Betty Heimann auch unbekannt ist, ihre Wut und Enttäuschung, ausgelöst durch diese antisemitischen Lügen, kann ich nachvollziehen. Sie hatte Mut, ein Zeichen zu setzen gegen die antijüdischen Hassprediger der aufkeimenden NSDAP, und riss die Plakate weg.

Ob sie von der Bevölkerung Göppings Zustimmung bekam? Nur etwa 30 Mitglieder hatte der Bankangestellte Wilhelm Oesterreicher²² 1922 um sich scharen können, die sich erst ein Jahr später zur Ortsgruppe Göppingen der NSDAP formierten. Die Stadt hatte damals circa 22 000 Einwohner. Nur ein kleiner Teil bekannte sich zur extremen Rechten und hatte einen Vertreter der Deutsch Nationalen Volkspartei (DNVP) 1922 in den Gemeinderat gewählt.²³ Göppingen hatte den Ruf einer „roten“ Stadt, und die Juden sollen in Kontakt mit der Linken und den Gewerkschaften gestanden haben, wie in den Vernehmungsakten von der „Schlacht am Walfischkeller“ behauptet wird. Dazu später.

Wer war Theodor Mayer?

Im Adressbuch wird er als „Fabrikant“ ausgewiesen. Laut Firmengeschichte der Korsettfabrik Carl Freudenberger unterstützte er ab 1910 seine Schwiegermutter in dem Göppinger Unternehmen in der Stuttgarter Straße 6.²⁴ Er kam vom Nieder-

²⁰ Geboren 1877 in Göppingen, gestorben 1943 in Theresienstadt.

²¹ Wie Anm. 19, S. 410 und S. 464.

²² Wilhelm Oesterreicher galt als einer der Haupt-NS-Aktivisten in Göppingen, ab 1934 war er hier Polizeirat.

²³ Konrad Plieninger und Karl-Heinz Rueß (Red.): Göppingen unterm Hakenkreuz. Göppingen 1994, S. 42 (=Veröffentlichungen des Stadtarchivs Göppingen, Bd. 32).

²⁴ Wie Anm. 19, S. 410 und 459.

*Theodor Mayer mit seiner Frau Friederike
und seinen Enkeln, 1938.*



rhein und war durch seine Heirat mit der Fabrikantentochter Friederike Freudenberger Göppinger Bürger geworden.

Der „Drückebergerei“ konnte man ihn, wie im Fall Heimann, auch nicht bezichtigen: Als Kanonier, d. h. als Soldat bei der Artillerie, hatte er im Krieg gedient. Was könnte ihn veranlasst haben, die Plakate mit dem diffamierenden Zusatz herunterzureißen? Er war engagiert im jüdischen Vereinsleben. Er selber hielt Vorträge über seine „Streifzüge durch Palästina“ – er hatte demnach das heutige Israel bereist – im renommierten Merkuria-Verein und vor den jungen Gemeindemitgliedern des Israelitischen Jugendvereins. Dieser hatte sich zum Ziel gesetzt: „1. Die Erstarkung des jüdischen Selbstbewusstseins durch Vermehrung des Wissens vom Judentume. 2. Die Hebung der Allgemeinbildung und 3. die Förderung der körperlichen Entwicklung der Jugend.“²⁵

Theodor Mayer saß im Vorstand des Israelitischen Männer-(Unterstützungs-)Vereins, der Mitglieder der jüdischen Gemeinde finanziell förderte oder unterstützte. Ich nehme an, dass er Zuhörer beim Vortrag im Centralverein der Ortsgruppe Göppingen gewesen ist, in dem wenige Tage vor der Anzeige gegen ihn der Berliner Rechtsanwalt und Pazifist Dr. Arnold Kalisch über „Das Wesen des Antisemitismus“ referiert hatte. All diese Hinweise auf die aktive Mitarbeit von Theodor Mayer in der jüdischen Gemeinde Göppingen veranlassen mich zu der Meinung: Er hat versucht, sich ganz bewusst und gezielt gegen die Angriffe der NS-Schergen zur Wehr zu setzen.

Die „Schlacht am Walfischkeller“ und ihre Folgen

Die Anzeige gegen Frau Heimann und Herrn Mayer ging beim Polizeiamt Göppingen am Samstag, dem 9. Dezember, ein. Am Montagvormittag, dem 11. Dezember 1922, erschienen ein Gewerkschaftsvertreter und zwei Angehörige der SPD beim damaligen Göppinger Oberamtmann und baten ihn, die Versammlung der NSDAP zu verbieten. Sie warnten, dass „sich die Göppinger Arbeiterschaft ein gleich provokatorisches Auftreten der Sozial-Nationalisten (wie) in Geislingen nicht werde gefallen lassen“. ²⁶ Man wiegelte ab, doch schien man sich der Gefahr eines Zusammenstoßes zwischen der Göppinger Arbeiterschaft und den „Faschisten“ bewusst. Die Lage wurde im Laufe des Tages immer brisanter. In der Mittagaussgabe der Tageszeitung „Der Hohenstaufen“ erschien ein Inserat, in dem die Kommunistische Partei und die Gewerkschaften alle Arbeiter und Arbeiterinnen aufforderten, „frühzeitig“ in dieser NS-Versammlung zu erscheinen. Wilhelm Oesterreicher, Initiator des NS-Treffens, bat bei der Polizei um Versammlungsschutz. Der Besitzer des Apostel-Hotels, Friedrich Pfeifle, zog seine frühere Zusage zurück, den „Hakenkreuzlern“ einen Saal zur Verfügung zu stellen. Die Stunde der Ankunft der Nazis rückte immer näher. Als das Stadtpolizeiamt gegen fünf Uhr meldete, „dass von München etwa 100 Anhänger der National-Sozialistischen im militärischen Aufzug hier angerückt seien ...“, liefen die Telefone heiß. Endlich kam gegen 18.30 Uhr die fernmündliche

²⁵ Ebd., S. 539.

²⁶ Kreisarchiv Göppingen, C1 482.

Meldung: Die Veranstaltung wurde vom Ministerium des Innern in Stuttgart verboten. Nun standen sich vor dem Apostel-Hotel die Nazis und die in Massen gekommenen Arbeiter und Arbeiterinnen gegenüber. Die Göppinger Polizei versuchte der Lage Herr zu werden, forderte die Menge mit dem Hinweis auf das Versammlungsverbot auf, sich zu zerstreuen. Auch der Stoßtrupp der Münchner, samt Sanitätgruppe, bekam die Anweisung zum „Walfischkeller“ auszuweichen, einer Wirtshaft bei der Lehenhäuser Brücke, am heutigen Standort des Werner-Heisenberg-Gymnasiums. Gegen 19 Uhr marschierte in militärischer Formation der „Saalschutz“, so die Erklärung der Nazis für den etwa 100 Mann starken Trupp, in Richtung Brücke. Verstärkt wurde ihr provokantes Auftreten noch durch das Absingen des „Hakenkreuzliedes“ und von Schmähliedern auf die Republik.²⁷ Die Arbeiter beschimpften die Faschisten als „Rathenau-Mörder“ oder riefen: „Ihr gehört verschossen!“ Dann, auf der Brücke, kam es zu dem verhängnisvollen Zusammenstoß, der als „Schlacht am Walfischkeller“ in die Göppinger Geschichte eingegangen ist. Es fielen Schüsse, sie prügelten sich – die Göppinger mit abgebrochenen Zaunlaten, die Nazis mit Gummiknüppeln und Schlagringen – es gab Verletzte und danach seitenlange Vernehmungsprotokolle der Staatsanwaltschaft. Wer sich die Mühe macht, diese Akten Seite für Seite durchzulesen, wird sich – wie auch ich – der Meinung Walter Langs anschließen können, die in seinem Artikel für das Jahrbuch „Hohenstaufen“ des Geschichts- und Altertumsvereins Göppingen zu lesen ist: „Wurden die SA-Leute solchermaßen und auch bei den Ermittlungen in München mit Samthandschuhen angefasst, so gingen die Staatsanwaltschaft sowie die Landspolizei umso härter gegen die Göppinger Arbeiter vor.“

Interessant in dem Zusammenhang sind die abschließenden Bemerkungen des verantwortlichen Kriminal-Oberkommissars. Er schrieb: „Wie immer bei solchen Anlässen wird dann die raulustige Jugend, fremdes licht- und arbeitsscheues Gesindel vorgeschickt, während die eigentlichen Drahtzieher ... meistens ... nicht zu sehen sind.“ Wen er für die Drahtzieher hält, erörtert er einen Absatz weiter: „Schließlich darf nicht vergessen werden, dass die schärfsten Gegner der Nationalsozialisten die Juden sind und dass es diesen in erster Linie darum zu tun ist, die Versammlungen wie überhaupt alle Bestrebungen der Nationalsozialisten zu unterdrücken. Allein vermögen sie aber hierbei nichts auszurichten, indessen finden sie unter den in diesem Punkte mit ihnen einig gehenden kommunistischen und freigewerkschaftlichen Arbeitern immer wieder geeignete Elemente, die durch finanzielle Unterstützung, sei es persönlicher Art oder für die betreffende Organisation, bestimmt werden, die Masse zu beunruhigen und bei Gelegenheit gegeneinander auszuspielen. In Göppingen sind hiewegen die verschiedensten Gerüchte im Umlauf, folgende mögen herausgegriffen sein: ‚Die Juden sollen Geld für die Sache gegeben haben.‘ ‚Der Kommunisten-Führer Rehbach und der Sozialistenführer Roh-

²⁷ Walter Lang: Die „Schlacht am Walfischkeller“. In: Hohenstaufen. Veröffentlichungen des Geschichts- und Altertumsvereins Göppingen e. V. Hrsg. von Walter Ziegler. 9. Folge. Göppingen 1975, S. 138 ff.

rer sollen von einem Juden 15 000 M bekommen haben.' ‚Aus dem jüdischen Restaurant Dettelbacher beim Bahnhof sollen Wurst, Wein usw. an die Arbeiter unentgeltlich ausgegeben worden sein.' ‚Der Kleiderhändler Ostertag – der bekanntermaßen schon nach der Revolution die Spartakisten bzw. Kommunisten Göppingens finanziell unterstützt und dadurch sogar im Ausschuß beratende Stimme hatte, soll zur Waffenherbeischaffung aufgefordert, die Arbeiterschaft in maßloser Weise aufgehetzt und weiter geäußert haben, so ist's recht und wenn's noch ne Million kostet.'“

Weiter reihen sich die Gerüchte und Anschuldigungen in dem Bericht und lassen den Kriminal-Oberkommissar zu dem Schluss kommen, dass die Juden sich an „verschiedenen Stellen ... unter der Menge befanden und die Arbeiterschaft aufgehetzt und ihrer Freude über den Misserfolg der Nationalsozialisten in echt jüdischer Weise Ausdruck gegeben haben“. In „echt jüdischer Weise“ – die Rassenkunde hat schon 1922 tiefe Spuren hinterlassen!

In den Archivalien sind auch die Protokolle der Anschuldigungen gegen die Juden und ihre Vernehmungen nachzulesen. Aussage steht gegen Aussage. So gab der oben genannte Josef Ostertag zu Protokoll: „Auch mir kam das Gespräch zu Ohren; insbesondere wurde mir nachgesagt, ich hätte eine ganze Million ausgeworfen. Dieses Gespräch muss ich aber mit Entrüstung als vollständig unwahr zurückweisen.“

Salomon Krämer nahm zu den Vorwürfen gegenüber Ostertag Stellung: „Auch mir ist zu Ohren gekommen, dass Ostertag den Arbeitern 1 Million Mark gegeben hätte. Weiter habe ich gehört, dass bei Dettelbacher Speisen und Getränke an die Arbeiter verteilt worden seien. Mit Bestimmtheit und guten Gewissen kann ich jedoch angeben, dass weder das eine noch das andere der Wahrheit entspricht. Die Juden sind doch nicht so dumm, dass sie sich durch ein derartiges Manöver in die Hände der Arbeiter oder der Staatsanwaltschaft geben.“

Oder: Der jüdische Bürger Wilhelm Böhm wurde beschuldigt, er wäre von einer Gruppe zur anderen gelaufen und hätte die Arbeiter aufgehetzt: „Ich kann euch gar nicht verstehen, dass Ihr Euch das bieten lasst. Holt ihn (Wilhelm Oesterreicher) doch heraus aus der Oberamtssparkasse und sorgt dafür, dass er unschädlich gemacht wird.“ Er gibt zu Protokoll: „Aus dieser Menge heraus hörten wir die Rufe ‚Schlagt sie tot, diese Sauerei hätte man in Göppingen nicht gebraucht‘ u.a.m. ... Auch wir – Krämer, Salinger und ich – sagten unter uns: ‚Es ist wahr, diese Sauerei hätte man in Göppingen nicht gebraucht.'“

Ein „arischer“ Zeuge meinte: „Es sind in Göppingen noch sehr viele Zeugen, die ähnliche Angaben machen könnten. Ich habe in dieser Richtung schon sehr viel gehört. Wenn ich aber zu den Leuten sage, sie sollen ihre Angaben bei der Polizei vorbringen, so bekomme ich die Antwort: ‚Ja, das können wir nicht, wir sind Geschäftsleute und müssen mit den Juden arbeiten.'“

Der vernehmende Polizeibeamte kam zu dem Schluss: „Nach diesen Erhebungen dürfte das Gespräch, die Juden hätten sich an diesem Abend sehr viel unter den Arbeitern aufgehalten, nicht unbegründet sein. Nach dem gewonnenen Eindruck ist beinahe mit Sicherheit anzunehmen, dass sie an diesem Abend von den

Arbeitern – trotzdem sie auch Feinde der Arbeiter sind und zum Kapitalismus gehören – nichts zu befürchten hätten. Da die Juden doch gerade nicht zu den Mutigsten zu zählen sind, dürfte es einen doch sonderbar berühren, dass sie gerade an diesem Abend viel Mut besessen haben.“

Beurteilen, bewerten möchte ich diese Protokolle nicht. Und auch die Frage: Haben Göppinger Juden die Linken in diesem Fall unterstützt? – kann ich nicht beantworten. Zumindest passt dieses Bild in die Vorstellung der antisemitischen Propaganda. Denn nach ihrer Meinung galten die Juden als Trägergruppe revolutionärer Unruhen schlechthin. Auch die verhasste Weimarer Republik, die dem „kleinen Mann“ nur Unheil brachte und Deutschland ins Chaos abdriften ließ, war von jüdischen „Novemberrevolutionären“ hochgeputzt worden. Ihre führenden Repräsentanten waren jüdische Verbrecher, die sich nur für das internationale Judentum und die Kapitalisten einsetzten.

Fragt man heute Zeitzeugen zu dem Verhältnis der Göppinger zu den Juden, so hört man: Die Juden waren hier integriert, man hatte keine Probleme miteinander, man hat gut zusammen gelebt. Für mich, die die „Gnade der späten Geburt“ erfahren hat, bleibt ein großes Fragezeichen. Der Dschungel der Meinungen erdrückt und lässt viele Zweifel übrig.

Das Leben von Theodor Mayer nach 1933

Erwiesen ist, dass der NS-Kreisleiter Imanuel Baptist die Vernehmungsakten von der Schlacht am Walfischkeller, kurz nach der Machtergreifung zur Einsicht angefordert hatte. Die Namen Betty Heimann und Theodor Mayer waren ihm bekannt. Es waren zwei jüdische Bürger Göppingens, die Widerstand gegen die nationalsozialistische Ideologie gezeigt hatten. Sie hatten sich mit der Tat gegen Erniedrigungen gewehrt, Grenzen gesetzt. Andere aus ihrer Glaubensgemeinschaft hatten den Kopf in den Sand gesteckt, auf völlige Assimilation mit den Deutschen gehofft und darauf, als Juden nicht erkannt zu werden. Wieder andere spielten die Bemerkungen herunter, leugneten die Gefahren, die von den Faschisten drohten. Ob Betty Heimann und Theodor Mayer von einer ethisch-demokratisch begründeten Motivation geleitet wurden in dem Sinn: Hier werden die Rechte deutscher Bürger jüdischen Glaubens verletzt! Dagegen wehren wir uns! Oder ob sie mehr in der Überzeugung handelten: Nehmt die Zeichen der Judenverachtung wahr! Die Lösung der Judenfrage ist nur mit einem eigenen Staat zu beantworten. Bekennt euch dazu! – die Antwort darauf bleibt offen, da die Vernehmungsakten der beiden Beschuldigten nicht mehr existieren.

Ob die Nationalsozialisten sie auf Grund ihrer Tat vermehrt schikanierten, kann ich nicht beweisen. Der Aktenbestand lässt darauf keine eindeutige Antwort zu. Auffallend ist, dass Theodor Mayer im Juli 1934 mit seiner Frau von Göppingen nach Frankfurt am Main verzog. Dort, in der größeren jüdischen Gemeinde, hoffte er mehr Sicherheit zu finden, so die Aussage seines Enkels.

Die Familien Heimann und Mayer waren nicht miteinander verwandt. Im Gegensatz zu Herrn Mayer konnte ich den Namen von Frau Heimann in keinem Vorstand eines Vereins finden. Vielleicht besaß sie einen eher ruhigen Charakter



und liebte es nicht, in den Vordergrund zu treten. Eine Göppinger Zeitzeugin konnte sich erinnern, dass sie liebenswürdig im Umgang mit ihren Kunden war und beim Einkaufen gut beraten hat. Ob die beiden Familien ein freundschaftliches Verhältnis pflegten, weiß ich nicht.

Friederike Mayer und Ruth Olszewski mit ihren beiden Söhnen Peter und Manfred, 1942.

Auch der Enkel von Theodor Mayer, Herr Manfred Olszewski, geboren 1937, konnte mir wenig über seinen jüdischen Vorfahren berichten. Das hat seinen Grund: Aufgewachsen im Hitler-Deutschland mit einer jüdischen Mutter²⁸ und einem christlichen Vater hatten seine Eltern die jüdischen Wurzeln der Familie totgeschwiegen – um zu überleben. Es grenzt an ein Wunder, dass Manfred und sein drei Jahre älterer Bruder wie „normale“ Kinder aufwachsen konnten. Das heißt, ihren Vater bekamen sie kaum zu sehen. Er war zwangsinterniert, weil er sich von seiner jüdischen Frau nicht scheiden ließ. Nach 1945 lernten die beiden Buben ihren Großvater Theodor Mayer kennen. Als gesellig, mit Sinn für Humor behielten sie ihren Opa in Erinnerung. Er hatte Deutschland 1938 verlassen. Nach seiner Rückkehr engagierte er sich bis zu seinem Tod 1956 in der jüdischen Gemeinde München. Das Schicksal ihrer jüdischen Großmutter Friederike Mayer begriffen die Kinder erst Jahre später; sie war 1942 im Konzentrationslager Minsk umgekommen. Doch in der Familie wurde darüber nicht gesprochen – und so fragte Manfred Olszewski weder seinen Großvater noch seine Eltern danach. Außerdem interessierten ihn als Jungen Familiengeschichten wenig. Erst später entdeckte er seine Liebe zu Israel und begann sich mit der jüdischen Geschichte auseinanderzusetzen.

²⁸ Ruth Karla Olszewski, geb. Mayer, geboren 1911 in Göppingen, gestorben 1987 in München.

Vieles bleibt über Theodor Mayer im Dunkeln. Trotzdem, ich war dankbar, als ich seinen Enkel als Informanten kontaktieren konnte. Mehr denn je suchte ich bei der Recherche nach Zeitzeugen, Nachfahren, wollte Persönliches über Frau Heimann und Herrn Mayer hören, ein Foto von ihnen in der Hand halten. Ein schwieriges Unterfangen! Dieser Zugang zu Betty Heimann blieb mir bis heute verschlossen. Ich kenne sie nur aus den Akten.²⁹

Das Leben von Betty Heimann nach 1933

Es sind die Akten über die „Entschädigungssache Heimann-Erben“, ein Verfahren, das Rolf Heimann im Herbst 1945 beantragte und das im Frühjahr 1968 abgeschlossen wurde. Fast 23 Jahre kämpfte er, vertreten durch amerikanische und deutsche Rechtsanwälte, um die „Wiedergutmachung der Folgen des Naziterrors“ an seinen Eltern. Das Leiden des Ehepaars Heimann ist aus den Schreiben der Anwälte, Ämter und Gerichte nur bedingt zu erfahren. Die Realität, der alltägliche Kampf ums Überleben, zuerst in Göppingen, dann in Theresienstadt, wird darin nicht geschildert. Und trotzdem, diese nüchternen, in Rechtssprache abgehaltenen Texte geben die Stadien zunächst der Erniedrigung und dann der systematischen Vernichtung dieser beiden Menschen wieder.

Betroffen war das Kaufmannsehepaar Heimann gleich am Anfang der Nazi Herrschaft durch die Boykottmaßnahme gegen die jüdischen Geschäfte. Ihr Geschäft lag genau am Marktplatz. Die Inventarliste, die in den Akten einzusehen ist, deutet auf einen gut und gediegen ausgestatteten Laden hin. Über zwei Etagen zogen sich die Einkaufsräume. Unten wurden Tuch und Stoffe angeboten. Eine Zeitzeugin erinnert sich noch an eine Auswahl „schönster Ware“. Außerdem gab es Teppiche, Tischdecken, Vorhänge, Diwan- und andere Decken, Posamenten, Strümpfe, Schals etc. Oben fand der Verkauf von Damenkonfektion statt.

Vor diesem Geschäft in zentraler Lage Göppingens postierten sich am Samstag, dem 1. April 1933 SA- und Stahlhelm-Leute und warnten die Passanten: „Deutsche, kauft nicht beim Juden! Er ist ein Betrüger, Wucherer und Verräter, der das deutsche Volk zu schädigen weiß! Kauft beim Deutschen!“ Die Göppinger Zeitung hatte mit entsprechenden Artikeln die Hetze unterstützt und berichtete von der „erfolgreichen“ Demonstration gegen die „jüdische Greuelpropaganda“, die in der Göppinger Bevölkerung „riesigen Widerhall“ gefunden habe. „Tausende füllten den (Schiller-)Platz“, so liest man in der Zeitung vom 1. April 1933. Die jüdischen Geschäfte wurden gebrandmarkt: Plakate mit gelbem Fleck auf schwarzem Grund an einem Schaufenster oder der Eingangstür kennzeichneten diese Läden. Der erste Schritt, um die Existenz der Geschäftsleute Heimann zu gefährden, war getan. Die

²⁹ Die sogenannten „Wiedergutmachungs-Akten“ zu Louis und Betty Heimann liegen im Staatsarchiv Ludwigsburg unter den Aktenzeichen: EL 350 ES 2628, ES 11876, ES 30182 und ES 30183, FL 300/33 I BRS 917, BRS 5491 und BRS 5689, K50 Bü 1562; ebenso die Spruchkammer-Akte von Helmut Wilhelm Haux:

EL 902/8 Bü 5679, die Spruchkammer-Akten von Dr. Erich Pack: EL 902/8 Bü 11840, Imanuel Baptist: EL 902/8 Bü 618 und Wilhelm Oesterreicher: EL 902/8 Bü 11739; die Vernehmungsprotokolle über den „Synagogenbrand“ und die Judendeportationen 1941–1943 in Göppingen FL 10/4 Bü 5.

„arischen“ Kunden blieben zunehmend aus und damit der Verdienst. Ihr Ansehen in der Stadt war offiziell zunichtegemacht, als „Volksschädlinge“ konnten sie ungestraft diffamiert werden.

Nicht genug – der organisierte Sadismus ging weiter. Ab Sommer 1935 tauchte vermehrt das Schild in der Stadt auf: „Juden sind hier unerwünscht!“, zuerst am Schwimmbad, dann auch an anderen öffentlichen Gebäuden, Restaurants und Geschäften. Die Nazis hatten sich im ausgeklügelten System der Demütigungen diesen weiteren Schritt ausgedacht: die Ausgrenzung der Juden aus dem öffentlichen Leben. Die Heimanns waren zusätzlich noch üblen Beschimpfungen ausgesetzt, nachzulesen im Artikel der Göppinger Zeitung vom 29. Juli 1935.³⁰

Das Netz der Freiheit wurde für die Familie Heimann immer engmaschiger. Entschlossen die Eltern sich deshalb 1937, ihren Sohn Rolf, ihr einziges Kind, mit 16 Jahren nach Nordamerika auswandern zu lassen, um dort eine Zukunft für sich aufzubauen? Nach Aussage seines ehemaligen Klassenkameraden Heinz Bliederrhäuser war Rolf überdurchschnittlich begabt und musikalisch. Er spielte Violine im Scholorchester des Realgymnasiums, heute Freihof-Gymnasium. Sicherlich war ihm dies 1937 verwehrt, da jüdische Kinder von solch freudigen Dingen ausgegrenzt waren. Seit 1936 durften sie nicht mehr am Maientagsfest teilnehmen, das Ereignis in Göppingen für Jung und Alt. Rolf war ein intelligenter Schüler, doch ein „riesiges Manko“ hatten er und sein jüdischer Freund Kurt Oppenheimer nach Meinung von Herrn Bliederrhäuser: Sie waren „sportlich eine Niete“ – und das in der Nazi-Zeit, in der sportliche Ertüchtigung und Leistungen so hochgehalten wurden. Dies erschwerte es ihnen, Sympathien bei den Mitschülern zu erwerben. Die allgemeine antijüdische Stimmung verstärkte ihre Außenseiterrolle und bald „hatten sie in der Klasse keine Resonanz mehr“. Im Mai fehlten sie von einem Tag auf den anderen in der Schule, früher als viele andere jüdische SchülerInnen in Göppingen, die erst nach den gewalttätigen Schikanen gegen ihre Familien 1938/39 Deutschland verließen. Rolf ging zunächst nach Altoona in Nordamerika, wahrscheinlich zur Familie von Betty Heimanns Bruder, die 1936 emigriert war, dann siedelte er nach New York um. Rolf Heimann verstarb in den 1990er-Jahren in New York. Er kehrte nie mehr nach Deutschland zurück.

In den nächsten Jahren kamen keine guten Nachrichten von seinen Eltern. 1938 wurde die Firma Heimann „arisiert“. Erste Informationen über diesen Vorgang entnahm ich dem Artikel des Hohenstaufen vom 24. September 1938.

Was war geschehen? Hatte man ihr Geschäft, das 1867 von Adolph Heimann gegründet, ab 1903 von seinen beiden Söhnen und ab 1913 allein von Ludwig geführt wurde, zwangsenteignet? Siebzig Jahre war es in Familienbesitz gewesen, hatte einen guten Ruf, und nun sollte es ein „Stein des Anstoßes“ sein?

³⁰ Vgl. dazu auch Georg Weber: Zeugnisse der Judenverfolgung im Kreis Göppingen 1933 bis 1945. Zulassungsarbeit. Masch. Aufhausen 1967.

Heute abend 8 Uhr auf dem Schillerplatz

Kundgebung

gegen die jüdische Grenelpropaganda

Deutsche, erkennt die Feinde Eurer Frei-
heit, die im Ausland gegen das erwachte
Deutschland hegen.

Boykottiert ab Samstag 10 Uhr die jüdischen Geschäfte.

Geht nicht zu jüdischen Rechtsanwälten.

Weidet jüdische Ärzte.

Die Juden sind unser Unglück!

NSDAP. und Stahlhelm
Ortsgruppen Göppingen.

Tagung nach der Kundgebung sämtlicher Ortsgruppen der NSDAP.
im „Fahnenhieb“.

SA-Posten stehen am
1. April 1933 vor der
Zigarren- und Tabak-
warenhandlung von
Eugen Bernheimer in
der Marktstraße 4.



Jüdische Frechheit

Die R.E.-Hago-Kreisamtsleitung mel-
det:

Am Montag, den 29. Juli 1935, be-
ginnen die Saisonschlußverkäufe. Der
Jude Heimann, Inhaber des Mode-
hauses Adolf Heimann, hat sich aber ein
besonderes Recht herausgenommen, in-
dem er den Saisonschlußverkauf durch
vorzeitiges Anbringen der Plakate be-
reits am Samstag angekündigt hat.
— Dadurch wurde das Publikum be-
wußt schon an diesem Tage zum Kaufe
veranlaßt. — Es zeigt sich hier erneut,
daß der Jude glaubt, sich heute schon
wieder mehr Recht herausnehmen zu
können, als der deutsche Geschäftsinha-
ber. — Natürlich, auch am Sabbat muß
er beim ausgekauft werden. Unsere
Aufklärungsarbeit geht nun erst recht
systematisch weiter.

Bericht in der Göppinger Zeitung vom 29. Juli 1935.

Wieder ein Jüdengeßchäft weniger

Statt Heimann eine Firma arischen Namens

Jeder Göppinger begrüßt es, daß von einem
der bestgelegenen und größten Geschäftshäuser
der Stadt, dem seitherigen Damenkonfektions-
geschäft Heimann am Marktplatz der jüdische
Name genommen wurde. Die Firma Helmut
H a u x hat das Geschäft erworben und über-
nommen. Die Neueröffnung wird in einigen
Tagen erfolgen, und zwar als Fachgeschäft
für Damen- und Kinderleidung, Stoffe,
Gardinen und Teppiche. Glücklicherweise also
wieder ein Jüdengeßchäft weniger in Göppin-
gen, deren Zahl dank der rassenbewußten Sal-
tung der Bevölkerung allmählich stark zu-
sammengeschrumpft ist, so daß wir in den Ge-
schäftsstraßen nur noch wenige Säuser haben,
die Steine des Unstohes bilden. Auch sie
müssen mit der Zeit noch verschwinden, damit
der Göppinger eines Tages aufatmen kann,
wenn er nicht mehr mit ansehen muß, wie
Leute mit Krämerseelen Judenramsch kaufen,
weil sie zu engstirnig sind, um zu begreifen,
daß sie mit der Qualitätsware eines arischen
Kaufmanns billiger fahren, weil sie etwas
Brauchbares haben und nicht übernommen
worden sind.

Bericht in der Ausgabe der Tageszeitung Der
Hohenstaufen vom 24./25. September 1938.

Die Erklärung für den Verkauf: Die „Entjudung“ der Wirtschaft war seit Frühjahr 1938 der neue Schlachtruf der Nationalsozialisten. „Aus Gründen rassischer Verfolgung“ – so die Formulierung in den Akten – entschloss sich das Ehepaar Heimann im Juni die Firma zu veräußern. Rolf Heimann schildert die Übergabe in einem Brief von 1947 an Helmut Haux: „Wie ich von meinem Onkel Max Ottenheimer weiss, waren im Zeitpunkt des Verkaufs verschiedene Liebhaber vorhanden, unter denen mein Vater Ihnen (Herrn Haux) den Vorzug gegeben hat, weil ihm das gute Renomee der Firma ihres Vaters bekannt war und er auch wusste, dass beim Verkauf an Sie in finanzieller Beziehung keine Bedenken bestehen. Mein Vater hat sich damals zum Verkauf entschlossen, weil es durch die Massnahmen der Nazi-Regierung juedischen Inhabern unmöglich gemacht wurde, derartige Geschäfte weiterzuführen.“

Im Spruchkammerverfahren wurde Helmut Haux in Sachen Heimann entlastet. Er war unschuldig, denn der Verkauf der Ware und der Ladeneinrichtung sowie die Festlegung der Miete für das Geschäfts- und Wohnhaus in der Marktstraße waren korrekt. Der Mietvertrag war auf fünf Jahre angelegt, der Mietpreis betrug 10 000 RM pro Jahr. Ein hoher Betrag – im Gegenzug bot der Vermieter dem Mieter Helmut Haux das Vorkaufsrecht an. All dies ist im Vertrag nachzulesen, auch der Paragraph 8, der beinhaltet: „Der Inhaber der Verkäuferin (Firma Adolph Heimann), Herrn Ludwig Heimann und dessen Ehefrau verpflichten sich, während der nächsten 15 Jahre vom Tag der Übernahme ab innerhalb Süddeutschland ein Geschäft, das in irgend einer Weise mit dem Geschäft des Käufers in Göppingen in Wettbewerb zu treten geeignet wäre, weder zu errichten, noch zu betreiben, noch sich unmittelbar oder mittelbar an solchem Geschäft zu beteiligen, noch im Dienste eines solchen Geschäftes zu sein.“

Louis Heimann unterschrieb wie alle Juden, obwohl aus heutiger verfassungsrechtlicher Sicht dieser Passus sich an der Grenze zum Knebelvertrag befindet. Überhöht sind das Zeitmaß und die Angabe zum Gebiet der Niederlassung, außer-

dem wird die Art des Geschäfts nicht konkretisiert. Hier wurde die Notsituation der jüdischen Verkäufer ausgenutzt, denn rechtlich dagegen vorzugehen war für sie aussichtslos.

Systematisch gingen die Möglichkeiten, in menschenwürdigen und rechtmäßigen Verhältnissen im Nazi-Deutschland zu leben, für die Juden verloren. Ein wirklicher Schlag gegen sie waren die „Nürnberger Gesetze“ vom 15. September 1935: „Reichsbürger“ ist jetzt nur noch derjenige, der den Nachweis erbringen kann, dass arisches Blut in seinen Adern fließt. Der Jude war „definiert“ und konnte damit noch gezielter verfolgt, gequält und vernichtet werden. Staatsbürgerliche Rechte, z. B. zu wählen, vor einem Gericht gegen solche Bestimmungen wie Paragraph 8 vorzugehen, wurden der jüdischen Bevölkerung abgesprochen. Außerdem waren ab November 1938 jüdische Rechtsanwälte an deutschen Gerichten nicht mehr zugelassen.

Die Heimanns zogen am 1. November 1938 in die Östliche Ringstraße, in ein Haus, das ausschließlich von Juden bewohnt wurde. Die entsprechende Verordnung, dass Deutsche jüdischer Religion nur in sogenannten „Judenhäusern“ wohnen durften, kam im April 1939.

Eine Woche nach ihrem Umzug erschienen am frühen Morgen ab 4 Uhr SA-Männer in Zivil bei den jüdischen Familien. 34 Personen wurden in der Nacht in Schutzhaft genommen, das heißt aus der Wohnung gejagt und im Hotel Dettelbacher am Bahnhof zusammengetrieben. Mitten in der Stadt schlugen Flammen aus der Synagoge, unruhig muss es auf den Straßen Göppingens vom 9. auf den 10. November 1938 gewesen sein. Zwei Tage waren die Juden in Göppinger Gefängnissen eingesperrt. Konnte sich acht Jahre später nur *ein* Zeuge an die „Hilferufe im Schlosswäldchen“ erinnern? Seine Erklärung dazu: „Aller Wahrscheinlichkeit nach stammten diese Hilferufe von Juden, die vermutlich in jener Nacht dort zusammengetrieben wurden.“ Weiß man wirklich nur von den Misshandlungen, denen Herr Dörzbacher und Frau Banemann ausgesetzt waren?³¹

Bei der Suche nach den Tätern, bei der Beschreibung ihrer Taten in den Prozessen nach 1945 fällt auf, dass scheinbar nur wenige Bewohner Göppingens über den Brand des jüdischen Gotteshauses und die Hetze gegen die jüdischen Mitbürger etwas aussagen konnten. Sicherlich liegt dies mit an der Zielsetzung der Prozesse: Man wollte die Täter dieser Nacht finden. Wer damals Opfer geworden war und was es erlitten hatte, danach fragte man nicht. Eine Erklärung unter vielen – trotzdem bleibt mein Unverständnis und mein Entsetzen über das, was im November 1938 geschah.

Wie erging es dem Ehepaar Heimann? Auf der Liste standen sie, denn ein Göppinger Polizeiwachtmeister erhielt den Auftrag, „zusammen mit zwei SA-Leuten“, die nicht von hier stammten, „den Juden Heimann ... aus seiner Wohnung zu holen“. Ob die neue Adresse der Heimanns bekannt war? Ob auch Betty Heimann in der Nacht mit abgeführt wurde? Denn in den Protokollen aus dem Spruchkam-

³¹ Sie wurden beschrieben in Karl-Heinz Rueß:
„Was in Paris geschah, das habt ihr zu büßen!“
Die Reichspogromnacht in Göppingen. Göppingen 1998, S. 18.

merv erfahren gegen Imanuel Baptist von 1949 wird ausdrücklich darauf hingewiesen, dass auch „politisch aktivistisch gewesene Jüdinnen“ festzunehmen waren. Hatte Betty Heimann bei der Aktion einen Strick um den Hals, an dem man sie durch die Straßen zerrte? Zeitzeugen berichteten dieses Walter Lang und auch mir wurde es von einer Göppingerin bestätigt. Bisher konnte ich keinen weiteren Hinweis für diese schändliche Tat finden, doch solcherart Quälereien gegen jüdische Mitmenschen fanden statt.³² Nach zwei Tagen im Gefängnis wurden viele der verhafteten männlichen Juden nach Dachau ins Konzentrationslager zur „Umerziehung“ geschickt. Ob Louis Heimann auch diesen „Ferienaufenthalt“, wie die SS-Führer die Wochen der Demütigung, Einschüchterung und Schikanen nannten, mitmachen musste, entzieht sich meiner Kenntnis.

Dass ich heute in Archiven keine Unterlagen über diesen Transport finde, liegt an der letzten Aktion, die die Nazis kurz vor dem Einmarsch der Amerikaner in Göppingen mit deutscher Gründlichkeit durchführten: Alle Einwohnermeldekarten der deportierten oder ausgewanderten Juden und ihre Personalakten wurden aussortiert, „zu den Kaliko-Werken gebracht und im Kesselhaus verbrannt“, wie eine ehemalige Angestellte im Polizeiamt bei den Prozessen nach dem Krieg zu Protokoll gab. Es sollten keine schriftlichen Dokumente über die Untaten der Gewalthaber vorliegen. Nur eine „Judenliste“ haben sie übersehen.

Es gab 1938 Bürger in Göppingen, die laut Kritik an den Gewaltakten gegen die Juden übten, wie die Zerstörung der Synagoge, das Verwüsten ihrer Geschäfte und ihre Verhaftungen. Mit Hetzreden und -artikeln überschrie man sie, drohte ihnen und empfahl ihnen, gleich mit den Juden auszuwandern. Da würden sie „dann lernen müssen, dass wir allein das Judenproblem richtig erkannten“, so die Argumentation der Nazis.

Für das „Problem“ erfanden die NS-Schergen immer neue Gemeinheiten. Ihre wüsten Aktionen in der Pogromnacht hatten viele Schäden hinterlassen. Wer sollte die zerstörten Schaufenster bezahlen, die Unkosten für die Entfernung des Schutts der abgebrannten jüdischen Gotteshäuser übernehmen? Die Juden selbst! Über ihre finanzielle Lage wussten die Nationalsozialisten seit dem 26. April 1938 Bescheid. Die „Verordnung über die Anwendung des Vermögens der Juden“ hatte sie gezwungen, ihr Bankguthaben offen zu legen. Jetzt erfolgte der Zugriff auf ihr Geld: Als sogenannte „Sühneleistung“ wurde von jedem jüdischen Bürger eine 20%ige Abgabe seines Vermögens verlangt. Aus den Wiedergutmachungs-Akten wird ersichtlich, dass Louis und Betty Heimann am 15. Dezember 1938 die erste Rate zahlten, drei weitere folgten im nächsten Jahr.

Warum gaben sie im Mai 1939 ihr Silberbesteck, Haushaltsgegenstände mit Silberverzierungen, ihren Schmuck und wertvolle Armbanduhren bei einer Pfandleihanstalt in Stuttgart ab? Brauchten sie Geld? Oder hofften sie ihre Wertsachen dort sicher verwahrt, wenn sie Deutschland verlassen würden?

³² Der Fall Neuburger, beschrieben von Karl-Heinz Rueß in: Göppingen unterm Hakenkreuz, wie Anm. 23, S. 246, ist ein Beweis dafür.

Laut den Akten hatten Betty und Louis Heimann die Absicht auszuwandern. Im Juni 1939 gingen ein Container mit einem Gewicht von 2 000 kg mit Möbeln und Haushaltsgegenständen und ein Koffer von 80 kg nach Rotterdam. Eigentümer war Louis Heimann. Infolge der Kriegseignisse blieb das Umzugsgut zunächst in Rotterdam liegen, später wurde es nach Den Haag verschoben und dort von den deutschen Besatzern geplündert.

Noch ein zweites Mal vor ihrer Deportation verpackten die Heimanns ihre Sachen in fünf Koffern und in einer Kiste mit 870 kg Bruttogewicht. Wieder blieben die Sachen auf halbem Weg liegen. Auf Wunsch des Ehepaars Heimann sollten sie am 30. Mai 1942 nach Göppingen zurückgeschickt werden. Sie kamen nie an. Diese Versuche, den Haushalt in Göppingen aufzulösen, sind ein Zeichen, dass das Ehepaar Heimann mehrmals vergeblich gehofft hatte, ein Visum für die Ausreise zu erhalten?

Am 22. August 1942, zwei Tage nach dem Abtransport von Betty und Louis Heimann aus Göppingen, wurde von ihrem Konto „für einen Heimkaufvertrag wegen Reichsvereinigung der Juden in Deutschland“ 307,60 RM abgebucht, dann 24 000 RM dem Depot entnommen. Einen Monat später waren die Konten der Familie Heimann vollkommen ausgeglichen, das Geld stand dem Deutschen Reich zur Verfügung. Das Geschäfts- und Wohnhaus in der Marktstraße hatte ab 15. Dezember 1942 einen neuen Eigentümer, das Deutsche Reich. Notariell beglaubigt wurde der Wechsel ins Grundbuch eingetragen. Helmut Haux, der Mieter des Gebäudes, zahlte die monatlichen Raten an das Finanzamt Göppingen. Als er auf sein Vorkaufsrecht pochte, wurde ihm mitgeteilt, dass die Reichsfinanzverwaltung das Anwesen übernommen habe und „an das Angebot von Herrn Heimann fühle man sich nicht gebunden“.

Der unrechtmäßigen Aneignung ihres Vermögens folgte die Vernichtung des Lebens des Ehepaars Heimann. Bei der „dritten Evakuierung im August 1942“ handelte es sich „um ältere und kranke Leute, wie Heimann und Frau“. Betty Heimann war zu diesem Zeitpunkt 54 Jahre alt, ihr Mann 65 Jahre. Die kleine Gruppe, „die letzten Volljuden aus Göppingen“, hatte sich in den Diensträumen der Kriminalpolizei einzufinden, nicht in der Schillerschule, wie sonst üblich. „Eine Durchsuchung der Juden vor Abgang der Transporte nach Waffen, Munition, Sprengstoffen, Gift, Devisen, Schmuck usw. war ausdrücklich angeordnet.“ Mitglieder der NS-Frauensschaft durchsuchten Betty Heimann, „lediglich den Ehering und eine Uhr“ durfte sie behalten. „Anschließend wurden sie wegtransportiert.“

Der Transport im Rahmen der „Endlösung des Judenproblems“ brachte Herrn und Frau Heimann nach Theresienstadt. Von Ludwig Heimann weiß man das Sterbedatum und den -ort: 15. August 1943 in Theresienstadt.

Und seine Frau? Eine Augenzeugin berichtete: Im Mai 1944, eventuell am 16. Mai, wurde Betty Heimann mit einem sogenannten Arbeitertransport „nach einem unbekannten Bestimmungsort abtransportiert“. Dieser „unbekannte“ Ort ist das Vernichtungslager Auschwitz gewesen. Dort verliert sich ihre Spur.

Bertha Tänzer geb. Strauss (1876–1943)

Sie wollte niemandem zur Last fallen

38

Erwin Tänzer schrieb am 20. November 1997: „Sie sagte nur ‚wir sind gesund.‘ Und so wusste ich damals nicht wie schrecklich und immer schlimmer die Zustände waren, unter denen die Zurückgebliebenen leben mussten. Sie und ihre Geschwister wurden am 23. März 1942 nach Haigerloch und am 22. August 1942 nach Theresienstadt deportiert. ... Dort ist sie am 25. September 1943 gestorben. ... Von Frau Auerbacher, die ich im Sommer 1945, als amerikanischer Soldat in Göppingen besuchen konnte, weiß ich, dass sie unter elendiglichen Umständen verhungert ist. Daran muss ich jeden Tag denken. Die Leiche wurde verbrannt und die Asche in die Eger geworfen.“³³

Auch 60 Jahre später leidet der Sohn Erwin bei dem Gedanken, welche Realität sich hinter den Worten „wir sind gesund“ verborgen hat. Es sind die Worte seiner Mutter, Bertha Tänzer.

Die Briefe

136 Briefe mit 339 Seiten hat sie in der Zeit von 1937 bis 1941 ihrem Sohn geschrieben. Zuerst lebte er in Berlin, im Oktober 1937 emigrierte er mit 23 Jahren nach Amerika. Ein intensiver Schriftwechsel entwickelte sich. Denn Bertha Tänzer forderte Erwin immer wieder auf, „ausführlich“ zu schreiben. Sie litt, wenn keine Briefe kamen. Denn Briefe waren es, „die Eltern und die Kinder im Ausland verbinden, und wenn die Nachrichten ausbleiben, ist es als ob ein Faden reißen würde“, schrieb sie am 2. Januar 1938 an den Sohn Erwin. Er ließ den Kontakt nicht abreißen. Doch seine Briefe sind, wie der ganze Besitz seiner Mutter, vernichtet.

Warum schrieb sie ihrem Sohn nicht wahrheitsgemäß, welchen Torturen sie ausgesetzt war? Der nationalsozialistische Staat hatte mit den Erlassen des Württembergischen Innenministeriums vom September und Dezember 1933 den Postverkehr, auch zwischen Privatleuten, unter polizeiliche Überwachung gestellt. Briefe konnten geöffnet, zensiert oder – falls notwendig – als Beweismaterial zur Bespitzelung und Anklage beschlagnahmt werden. Weder Mutter noch Sohn Tänzer wollten sich oder andere gefährden. Es fehlen in den Briefen die Namen der NS-Täter wie auch ihrer Opfer. Natürlich konnte keine gegen die Juden gerichtete Aktion beschrieben werden, noch wie sie den einzelnen Menschen traf. Frau Tänzer vermied es, über ihre Gefühle zu sprechen. Meist reduzierte sie ihren Zustandsbericht auf den Satz: „Wir sind gesund.“

Erhalten blieben nicht nur die Briefe an ihren Sohn Erwin, sondern auch die an ihre Tochter Ilse, die ein Jahr jünger als ihr Bruder war. Sie machte 1937, in dem Jahr, in dem der Briefwechsel begann, eine Ausbildung in England und kehrte ver-

³³ Briefe Erwin Tänzers an Dr. Karl-Heinz Rueß, Stadtarchiv Göppingen.



Heiratsanzeige in der Göppinger Zeitung vom 19. August 1913.

ständlicherweise nie mehr nach Deutschland zurück. Erwin Tänzer hat alle 257 Briefe seiner Mutter, 121 davon sind an seine Schwester adressiert, dem Archiv des Holocaust Research Institute in Washington DC übergeben. Kopien der Briefe konnte Dr. Karl-Heinz Rueß, der Leiter des Göppinger Stadtarchivs, durch seinen guten, freundschaftlichen Kontakt zu Erwin Tänzer und seiner Familie erhalten.³⁴

Bertha Tänzers Zeit in Göppingen

Bertha Tänzer, eine geborene Strauss, hatte ihre Kindheit und Jugend in Merchingen im heutigen Neckar-Odenwald-Kreis verbracht. Ihr Vater stammte von dort und blieb auch zeitlebens als Kaufmann in dieser Gegend ansässig. Nach dem Auszug der fünf Geschwister übernahm Bertha als jüngste Tochter die Pflege ihrer erkrankten Eltern. Nach Meinung Erwin Tänzers hinderte diese Aufgabe seine Mutter daran, früher zu heiraten und eine eigene Familie zu gründen. Beide Eltern verstarben rasch hintereinander im Jahr 1910.³⁵

Drei Jahre später, am 19. August 1913, heiratete Bertha Strauss im Alter von 37 Jahren den Göppinger Rabbiner Dr. Aron Tänzer. Mit dem Ehebund trat sie an die Seite eines bedeutenden Mannes, der als Geistlicher, Wissenschaftler, Übersetzer und Literat Hervorragendes leistete. Dazu übernahm sie die Verantwortung für vier Kinder, denn Dr. Tänzer war Witwer. Seine erste Frau war ein Jahr zuvor gestorben und hatte drei Söhne und eine Tochter hinterlassen: Paul, damals 15 Jahre alt, Fritz, ein Jahr jünger, Hugo, mit sieben Jahren noch ein kleines Kind, und das Mädchen Irene, 1902 geboren und elf Jahre alt. Dem Wunsch ihres Vaters entsprechend hielten die Geschwister immer guten Kontakt zueinander. Auch zu ihren beiden

³⁴ Ich stütze mich in dem nun folgenden Artikel auf die Briefe Bertha Tänzers an ihren Sohn Erwin, einzusehen im Stadtarchiv Göppingen. Die Schreibweise des Namens „Berta“ variiert; ich habe mich auf diejenige mit „th“ festgelegt.

³⁵ Dokumentation über den jüdischen Friedhof in Merchingen von Dr. Benjamin Wolf Nir. Merchingen 2004.

Stiefgeschwistern: 1914 war Erwin zur Welt gekommen, und, wie Bertha Tänzer im Dezember 1937 schrieb, war er „doch immer sein (Aron Tänzers) Liebling und sein Stolz, ob Erfolg oder Misserfolg, er hat dich verstanden, und an dich geglaubt und gewusst, dass in dir was steckt“.

Ilse, die Jüngste der sechs Kinder, war gerade wenige Wochen alt, da rückte Dr. Aron Tänzer freiwillig als Armeerrabbiner in den Ersten Weltkrieg ein. Von August 1915 bis November 1918 diente er an der Ostfront. Dr. Tänzer war überzeugt davon, dass er bedingungslosen Einsatz für sein Vaterland Deutschland leisten musste. Er war bemüht um „möglichst vollständige Anpassung an die Umgebung, in der sie (die Juden) lebten“. Für ihn gehörten „absolute Obrigkeitstreue“, sich in die Rolle des „folgsamen Untertanen“ einzufügen, „kaisertreu“ zu sein, zu den Eigenschaften, die Israeliten zeigen sollten, um die „rechtliche Gleichstellung und staatsbürgerliche Gleichbehandlung“ in Deutschland zu erhalten.³⁶

Teilte Bertha Tänzer die patriotischen Gedanken ihres Mannes? Sicherlich, denn auch die Frauen der jüdischen Gemeinde Göppingen hegten den Wunsch, vaterländische Pflichten zu erfüllen. Die Mitglieder des Israelitischen Frauenvereins bemühten sich, „um möglichst viel für unsere im Felde stehenden Soldaten“ zu leisten. Sie richteten den „Nähkranz“ ein, um Wäsche und Wollsachen für die Soldaten an der Front herzustellen. Sie sammelten Geld, um jüdische Volksküchen im Feld einrichten zu können. Bertha Tänzer bestimmte als Ausschuss-Mitglied die Entscheidungen des Vereins mit und wird sie, ich denke mit Überzeugung, mitgetragen haben.³⁷ Ihr Mann schrieb in seinen Kriegserinnerungen, dass der Abschied „dank der Fassung, die meine Frau und Kinder bewahrten, gelinde verlief“.

Dr. Tänzer – und auch seiner Familie³⁸ – wurde sein Einsatz im Ersten Weltkrieg nicht gedankt. Man unterstellte ihm, nicht Kriegsteilnehmer gewesen zu sein. Er wurde aus dem Göppinger Veteranen- und Militärverein „Kampfgenossenschaft“ ausgeschlossen, weil ab Oktober 1933 „Nichtarier“ nicht mehr Kriegsvereinen angehören durften. Auch seine Frau litt an dieser Verleumdung und Ausgrenzung. Dreieinhalb Jahre war sie mit zwei kleinen Kindern und vier Halbwüchsigen allein gewesen, die sich nicht ohne Weiteres den Anweisungen ihrer „neuen“ Mutter gefügt hatten. In einem Brief aus dem Feld von 1916 wies Aron Tänzer seine Söhne an, ihre Mutter als Herrin im Haus zu respektieren – er war wohl mit ihrem Verhalten nicht zufrieden gewesen. Bis 1936 kämpfte Dr. Tänzer gegen die Verleumdungen, die deutschen Juden hätten sich im Krieg feig benommen oder sich gedrückt. Dann zog er sich resigniert und aus gesundheitlichen Gründen immer mehr aus der Öffentlichkeit zurück.

Am 26. Februar 1937 verstarb Dr. Aron Tänzer in der Göppinger Klinik nach längerer Krankheit. Nur ein Christ ging in dem Trauerzug des Mannes mit, der so viel für die Stadt Göppingen und ihre Einwohner aller Konfessionen getan hatte.

³⁶ Karl-Heinz Rueß: Dr. Aron Tänzer – Leben und Werk des Rabbiners. In: Wie Anm. 19, S. 626 ff.

³⁷ Ebd., S. 529 ff.

³⁸ Seine zwei älteren Söhne Paul und Fritz meldeten sich ebenfalls freiwillig für den Kriegseinsatz.

Bertha Tänzer mit ihren Kindern
Erwin und Ilse, um 1918.



Familie Tänzer vor dem Rabbiner-
haus, 1927. Ganz links das Ehepaar
Dr. Aron und Bertha Tänzer, davor
ihre Kinder Ilse und Erwin.
Dahinter die Kinder aus der ersten
Ehe Dr. Tänzers mit Rosa Handler
(von links nach rechts): Hugo,
Paul, Irene, Pauls Gattin Irma
und Fritz.
Vorne in der Mitte der kleine
Ferenc, Sohn von Irene, verheiratete
Szasz.



Kurz nach der Beerdigung setzt der erhaltene Briefwechsel zwischen der Witwe Bertha Tänzer und ihrem Sohn Erwin ein.³⁹

Im Haus ist es „so leer und still ... und so einsam“, schreibt Bertha Tänzer Anfang März an Erwin. „Der Vater fehlt mir überall, und ich habe schrecklich Heimweh nach ihm. Aber ich muss stark sein und muss ertragen.“ Keines der Kinder lebt mehr in Göppingen. Paul, Rechtsanwalt in Stuttgart, und seine Frau Irma wohnen noch am nächsten zur Mutter und helfen ihr bei der Regelung des väterlichen Nachlasses. Dr. Tänzers wertvolle Bibliothek, seine Werke über die Geschichte der Juden, seine Übersetzungen und schriftstellerischen Arbeiten bietet Paul mehrmals Buchhandlungen und Verlagen an, doch ohne Erfolg. Schrifttum jüdischer Autoren, Themen jüdischer Religion und Kultur galten seit 1933 als „zersetzendes Schrifttum“ und wurden vernichtet. Die öffentlichen und privaten Bücherregale waren vom „undeutschen Geist gesäubert“ worden. Wie schmerzhaft muss diese ablehnende und zerstörerische Haltung für Bertha Tänzer gewesen sein, als sie nach vergeblichen Bemühungen um Verkauf feststellt, „niemand ist mehr da, der sich darum annimmt“.

Trotz des antijüdischen Klimas im nationalsozialistischen Deutschland erhält sie Trost. Zwischen 400 bis 500 Kondolenzbriefe treffen zum Tod ihres Mannes bei ihr ein. Mit Schreiben „zerstreut“ sie sich, denn auch die Kinder im Ausland halten Briefkontakt zu ihr. Fritz ist nach Palästina umgesiedelt. Sein Bruder Hugo ist in Wien zu Hause. Irene hat einen Ungarn geheiratet und lebt in Budapest.

Ilse, Kunststudentin in England, will nach dem Tod des Vaters heimkommen, um ihrer Mutter in der schweren Zeit beizustehen. Doch Bertha Tänzer lehnt das „Opfer von Ilse“ ab. „Sie muss ihre Ausbildung vollenden“, begründet sie im Brief an Erwin, der im Frühjahr 1937 in Berlin ist, um seine Prüfung als Elektroinstallateur abzuschließen. Er besteht mit Auszeichnung, hat eine gute Arbeitsstelle, und doch drängt ihn seine Mutter, sich „endlich bei der technischen Hochschule einzutragen. ... du weißt, dass es Vaters Herzenswunsch war, dass du nach deiner Lehre, auf der technischen Hochschule wieder weitermachst“. Probleme bei der Finanzierung seines Studiums sieht sie nicht, denn „das Geld zu Studienzwecken ist die beste Kapitalanlage“.

Dass Bertha Tänzer ihren Sohn anhält, weiterzulernen und sich zu bilden, ist nicht ihrem persönlichen Ehrgeiz zuzuschreiben. Sie handelt in der jüdischen Tradition und im Sinne ihres verstorbenen Mannes, strebsam und erfolgreich zu sein, um zu zeigen, „wie sehr die Menschheit nur sich selbst gedient hat, als sie endlich den Juden für gleichwertig anerkannte“⁴⁰. Aron Tänzer spricht hier das Manko an, dass die Juden bis zu ihrer Emanzipation im 19. Jahrhundert „von allen geistigen Culturgewissen“ ausgeschlossen waren. Nun aber haben sie Zugang und die Welt des Lernens und der uneingeschränkten Berufsausbildung steht ihnen offen.

³⁹ Die nun folgenden Zitate sind den Briefen Bertha Tänzers entnommen. Um die Lesbarkeit ihrer Texte zu vereinfachen, habe ich die damalige Rechtschreibung und Zeichensetzung größtenteils den heutigen Regeln angepasst. Die

Unterstreichungen im Original sind hier kursiv gesetzt.

⁴⁰ Zitat aus dem Aufsatz von Dr. Aron Tänzer: Die Stellung der Frau im Judentum. Wien 1901.

Wir danken Ihnen von Herzen für die Teilnahme,
die Sie uns anlässlich des Ablebens meines Gatten und
unseres Vaters ausgesprochen haben.

Frau Berta Tänzer
Rechtsanwalt Dr. Paul Tänzer
auch für die übrigen Geschwister

Göppingen, Stuttgart, Tel-Aviv, Budapest, Wien, Berlin, London
April 1937

*Dankeskarte der Familie Tänzer nach dem Tod von
Dr. Aron Tänzer, 1937.*

Doch warum zögert Erwin? Weiß er über die Situation der Juden an deutschen Hochschulen besser Bescheid als seine Mutter? Schon 1934 waren StudentInnen jüdischer Religionszugehörigkeit nicht mehr zur Prüfung als Ärzte und Zahnärzte zugelassen worden. Am 15. April 1937 wurde es jüdischen Staatsangehörigen verboten, den Dokortitel an deutschen Universitäten zu erwerben. Erwin befürchtet zu Recht, dass es eine Sache der Zeit sei, bis auch die Technischen Hochschulen ihm den Zugang verwehren werden. Mitte April begreift auch seine Mutter die Situation und schlägt ihrem Sohn vor, „eine Handelsschule nebenbei zu besuchen ...“, denn ein guter Handwerker muss auch ein guter Geschäftsmann sein, sonst hilft ihm all seine Tätigkeit nichts“.

Kurze Zeit später spricht sie ein anderes Thema an: das der Auswanderung. Scheinbar hat Paul seine Mutter von der Notwendigkeit überzeugt, dass sein Bruder Erwin in Deutschland keine Zukunft habe. Nun drängt Bertha ihren Sohn: „Paul hat gesagt, du sollst in deiner freien Zeit so viel wie möglich *englisch* lernen.“ Sie beginnt in ihren Briefen Verwandte und Freunde zu erwähnen, die in Frage kämen, ihm eine Bürgschaft zu geben. Sie schreibt von Göppinger Familien, die auswandern, darunter ist auch „von Heymanns am Markt der einzige *Sohn Rolf*“. Mit jedem Mal bittet sie dringlicher, er soll Paul schreiben, „ob du nach *U.S.A.* *willst* oder *nicht*. Wenn du haben willst, dass du das Visum bekommst, sollst du *keine Bedingungen* machen. Die Hauptsache ist, dass du eine Bürgschaft bekommst....“

Ende April kommt Erwin nach Göppingen. Er hilft seiner Mutter beim Ordnen des väterlichen Nachlasses, sieht seine Schwester Ilse, die aus England zu Besuch kommt, und emigriert mit Hilfe seines Bruders Paul Ende Oktober 1937 nach Amerika.



Bertha Tänzer im Oktober 1937 vor dem Rabbinerhaus in Göppingen.

Das Landesasyl „Wilhelmsruhe“ in Heilbronn-Sontheim kurz nach der Einweihung 1907.



Kurz vor seiner Abreise fotografiert er seine Mutter. Das Foto spiegelt die Situation wieder: Ein Lächeln um den Mund – Erleichterung, dass ihr Sohn die Möglichkeit zur Auswanderung erhalten hat. Traurigkeit in den Augen – der Abschied steht bevor.

In den nun folgenden Briefen nach Amerika überwiegt ein heiterer Ton. Es freut Bertha Tänzer, dass Erwin „gut gelaunt“ ist und von Fritz Niedermann und seiner Frau „lieb aufgenommen“ wurde.⁴¹ Mütterlich gibt sie dem 23-Jährigen Ratschläge: „packe an Wäsche nur aus, was du vorläufig brauchst, das andere lasse im Koffer. Ist deine Kleidung in Ordnung und auch passend?“ Schon im zweiten Brief jubelt sie: Erwin hat eine Stellung als Ingenieur in einer Weltfirma gefunden. Sie ist so stolz auf ihren Sohn, doch auch besorgt: „nun habe ich eine Bitte an dich, überanstreng dich nicht, tue tagsüber deine Pflicht und genüge den Anforderungen, ... aber abends ruhe dich aus, ... es ist ja für dich, wie für jeden Einwanderer eine vollständige Umstellung. Seelisch, körperlich und geistig.“

Sie selber steht auch vor einem neuen Lebensabschnitt. Ein neuer Rabbiner für die Göppinger Gemeinde, Dr. Luitpold Wallach aus Laupheim, möchte in die Wohnung in der Freihofstraße einziehen. Sie ist mit den Vorbereitungen für ihren Umzug ins jüdische Altersheim in Heilbronn-Sontheim beschäftigt: Haushaltsauflösung mit Versteigerung, Kisten packen⁴², neue Möbel für den Altersruhesitz besorgen und Abschied nehmen von Göppingen, wo sie über 20 Jahre gelebt und gewirkt hat.

Das erste Jahr in Sontheim

„Ich bin froh, dass ich alles hinter mir habe, und nun s. G. will in Ruhe + Frieden leben kann“, schreibt sie Erwin im ersten Brief im Dezember 1937 aus ihrem neuen Domizil in Sontheim bei Heilbronn. Das dortige Heim „Wilhelmsruhe“⁴³ war 1907 als „Israelitisches Asyl für allein stehende Männer und Frauen“ eingeweiht worden. 1937 wurde es durch einen Bau erweitert und bot 78 Personen einen Altersruhesitz. Frau Tänzer fühlt sich wohl in ihrem „behaglichen Stübchen“, ist „zufrieden und glücklich“. Sie genießt die „Plauderstündchen“ mit ihrer Schwester Emilie⁴⁴, die einen Stock tiefer im selben Heim ein Zimmer hat. „Und manchmal fahren wir nach Heilbronn und gehen in den Adlerkeller, und wenn uns Onkel Max⁴⁵ kommen sieht, strahlt er vor Freude. Wenn ich in geschäftlichen Angelegenheiten nicht Bescheid weiß, berätet er mich, oder besorgt es für mich; so hat das Schicksal uns drei Geschwister wieder zusammengeführt.“ Die gepflegte und behütete Atmosphäre des Heims empfindet sie als einen Schutzraum gegenüber „einer solchen rauen Außenwelt ...; ich danke Gott, dass Ihr als gleichwertige Menschen unter Menschen, und als *Menschen leben könnt ...*“, schreibt sie im April 1938.

⁴¹ Fritz Niedermann war Bertha Tänzers Neffe, der Sohn ihrer Schwester Adelheid, der 1924 nach Amerika ausgewandert war.

⁴² Zahlreiche Kisten wurden bei der Firma Wackler eingelagert. Darunter auch die „Lazarus“-Büste aus dem Arbeitszimmer von Dr. Tänzer.

⁴³ Hans Franke: Das Landesasyl „Wilhelmsruhe“. In: Geschichte und Schicksal der Juden in Heilbronn. Heilbronn 1963, S. 175 f.

⁴⁴ Emilie Adler, geb. Strauss, geboren am 16.7.1869, verwitwet, gestorben am 7.9.1942 in Theresienstadt.

⁴⁵ Max Strauss ist ihr Bruder, geboren 11.5.1874, verheiratet mit Hermine, geb. Rothschild, geboren am 13.11.1886. Max Strauss verstarb am 17.6.1944 in Theresienstadt. Seine Frau Hermine kam am 18.10.1944 nach Auschwitz, Todes-tag unbekannt.

Auch wenn sie ihre Kinder Erwin und Ilse in einem Land ohne Judenpogrome weiß, die Sorgen um sie bleiben. Hinderlich sind die Entfernungen bei der Nachrichtenübermittlung. Es „dauert eben immer 3 Wochen ... bis man auf eine Mitteilung eine Antwort erhält ...“. Erst ab November 1938 können die Briefe per Luftpost befördert werden. Belastend ist für Bertha Tänzer, dass das Leben ihres Sohnes in Amerika ihr fremd und unvorstellbar ist. So bittet sie Erwin „ausführlicher“ zu schreiben, denn „an Deinem Leben, ... an Deiner Arbeit, Deinen Erfolgen, Deinen Enttäuschungen, an den Menschen mit denen Du verkehrst, ... auch der Stadt, das Leben der Juden, und hauptsächlich Neu Einwanderer ...“ – an all dem will Bertha Tänzer teilnehmen. Viele Fragen hat die Mutter an den Sohn. Gleichzeitig muntert sie ihn auf, spricht ihm Trost zu, wie im Brief vom 21. August 1938: „Du schreibst, Du bist noch ernster geworden, noch ernster? Da könntest Du ja bald Dein eigener Großvater sein. Sei heiter + froh, Du hast alle Ursache es zu sein, bist gesund, bist ein schöner Kerl, bist tüchtig, hast Glück mit der Stellung, wo Du Dich weiterbilden und vorwärts kommen kannst, eine auskömmliche Existenz, gute Vorgesetzte, also mein Liebchen, was willst Du noch mehr. Freue Dich Deiner Jugend und Deines Lebens!“

Sie weiß, dass sie „zwei ausgezeichnete Kinder“ hat, „das ist auch mein Stolz und meine Freude“. Denn auch Ilse kann von einem großen Erfolg berichten. Sie hat die Aufnahmeprüfung für das „Royal College“ in London bestanden und wird für drei Jahre ein Stipendium bekommen. „Es war eine Leistung, und der Erfolg eine Auszeichnung für die Emigrantin, Jüdin und Ausländerin im fremden Land, in fremder Sprache, diese Prüfung so erfolgreich zu bestehen. Nun möge ihr der liebe Gott weiter beistehen und Beschützer sein, denn sie steht doch allein draußen in der Welt.“ Dies bedrückt Bertha Tänzer. Sie wünscht, Ilse wäre verheiratet, da dies „doch die eigentliche Lebensbestimmung eines jungen Mädchens ist“. Aber sie weiß auch, „unser Tun und Lassen (hängt) nicht allein von unseren Entschlüssen ab, sondern höhere Gewalten“ – oder „tiefere“ wie sie an anderer Stelle schreibt – „bestimmen unser Leben“.

Regelmäßig bestätigt Frau Tänzer: „Ich bin gesund.“ Meist ergänzt durch: „Tante Emilie und Straussens auch.“ Selten erwähnt sie ihren seelischen Zustand, wie am 16. Oktober 1938: „... doch fühle ich mich einsam und habe Heimweh nach Euch, und dem sel. Vater. Doch muss man ja froh sein, dass Ihr Kinder draus seit, und dass der Vater diese schwere Zeit nicht mitmachen muss. ... Denn hier ist für junge Leute keines Bleibens mehr, es wird immer MIESER.“⁴⁶

Bertha Tänzers Blick ist nicht eingeeengt auf das Leben ihrer Kinder. Sie nimmt in ihren Briefen ausführlich und empathisch Anteil an den Schicksalen der Auswanderer und derjenigen, deren Auswanderung sich verzögert oder scheitert. In ständigem Briefkontakt mit den Göppingern kann sie Erwin über die dortigen Firmenschließungen durch „Arisierung“ berichten und über den Weggang bekannter

⁴⁶ Bertha Tänzer hob dieses Wort besonders hervor, indem sie es in großen lateinischen Buchstaben schrieb.

Familien. Zielort ist für viele New York. Schon Anfang 1938 treffen sich hier 40 ehemalige Göppinger und schicken einen gemeinsamen Gruß in die „alte Heimat“. Aufmunternd stellt sie fest: „Bekannte kannst Du genug treffen, wenn Du willst.“ Sie legt ihm nahe, die Verbindungen aufrecht zu halten und neue zu knüpfen, denn der Ruf nach Hilfe bei der Ausreise, um Unterstützung bei der Suche von Menschen, die für Auswanderungswillige bürgen, lasse nicht nach. Der Druck für die jüdischen Bewohner werde immer größer. Sie verlören ihre Arbeit, ihre Firmen, ihre Kundschaft, ... „die Existenz“ werde ihnen „genommen“, wie Bertha Tänzer mehrfach in ihren Briefen schildert.

Die Maßnahmen zur Ausgrenzung und Entwürdigung der Juden mehrten sich monatlich. Im Sommer 1938 wurde ein „J“ in ihre Ausweise gestempelt, ab 1. Januar 1939 stand der Name „Sara“ vor dem Namen der jüdischen Frauen, „Israel“ vor dem der Männer.

Frau Tänzer nutzt ihre Kontakte und richtet Briefe an Verwandte, Freunde und Bekannte, um Verbindungen ins Ausland herzustellen. Besonders eindringlich bittet sie Erwin, Verwandte in den USA anzusprechen, die der Familie ihrer Nichte, der Tochter von Tante Emilie helfen könnten. Als endlich die erlösende Nachricht von Erwin kommt, dass er einen Bürgen gefunden hat, bricht Tante Emilie in „Tränen der Freude“ aus. Dieses Papier ist ein wichtiger Schritt für die Emigration, aber nicht der einzige. Ein Visum auf dem Konsulat beantragen und erhalten, für die Kosten von Papieren und sonstigen Schikanen, mit denen man die Juden schröpfte, aufkommen und dann noch genügend Geld besitzen, um eine Passage auf dem Schiff bezahlen zu können – dazu benötigten die Auswanderer von vielen Seiten Beistand. Bertha Tänzer beschreibt die junge Familie ihrer Nichte, als sie nach einem halben Jahr endlich von Holland mit dem Schiff ablegen, als „ganz abgerackert. Die Arbeit der Haushaltsauflösung, die seelische Aufregung, die Trennung von allem, was einem lieb ist, das losreißen und aufgeben, die unbekannte Zukunft ...“ – der Abschied fällt allen schwer. Wie viele andere Familien teilt Tante Emilie das Los – sie „trägt die Ausreise ihrer Kinder mit Fassung, und fügt sich ins Unabänderliche“.

Große Sorgen machen Bertha Tänzer ihr Bruder Max und seine Familie. Sie schreibt im September 1938: „Das Geschäft von Onkel Max ist *sehr* zurückgegangen, weil die Leute auswandern und verarmen, doch die Spesen sind die gleichen wie früher.“⁴⁷ Im Oktober 1938 berichtet sie: „Max sein Geschäft geht schlecht, es ernährt ihn nicht mehr.“ Seine beiden Kinder kämpfen um Ausreisemöglichkeiten. Der Sohn Erich und seine Frau warten monatelang auf eine Genehmigung, um nach Argentinien auszuwandern. Kaum schöpfen sie Hoffnung, das ersehnte Visum in der Hand zu halten, vereiteln neue Gesetze ihre Pläne. Ihre aussichtslose Lage fasst Frau Tänzer in die Worte: „Erich + Frau sitzen in der Falle.“ Von Hilde, der Tochter von Max Strauss, erzählt sie eine abenteuerliche Geschichte: Als „angehen-

⁴⁷ Max Strauss war ursprünglich Zigarrenfabrikant. Da die „Arisierung des Tabaks“ schon sehr früh durchgesetzt wurde, hat er in den folgenden Jahren sein Geld als Gastwirt verdient. In dem bekannten Adlerkeller, ein großes Gar-

tenlokal im Stadtzentrum, nahe der Synagoge, führte er das Israelitische Gemeindelokal. Siehe: Adressbücher der Stadt Heilbronn, Stadtarchiv Heilbronn.

de Braut“ will sie in Genua am 13. Oktober 1938 ein Schiff besteigen und nach Südafrika fahren. Eine ehemalige Freundin von Hilde, die ausgewandert ist, hat diese Ehe vermittelt. In Südafrika wird ein junger Mann aus Palästina auf sie warten, dem die Mädchen da unten nicht gefallen und der gerne eine Deutsche zur Frau hätte. Einen Tag vor ihrer Abreise erreicht Hilde ein Brief von der Schifffahrtsgesellschaft, „dass Hilde wegen zu jugendlichen Alters keine Einreise genehmigt bekommt“⁴⁸. Beide Auswanderungsversuche der Kinder Strauss scheitern zunächst. Keine Einzelschicksale in dieser Zeit.

Als im Frühjahr 1939 zufällig Plätze auf einem Schiff nach Bolivien frei werden, nehmen kurzerhand Sohn und Schwiegertochter von Max Strauss diese Gelegenheit wahr. Problematisch ist, ob sie in Südamerika an Land gehen können, da sie das „Vorzeigegeld“, eine festgelegte Summe, nicht besitzen. Bertha Tänzer setzt sich ein und schreibt an Erwin: „... nachdem Ihr Vetter alle draußen seit, und nur dieser Vetter mit Frau noch nicht heraus kann, weil er das Vorzeigegeld nicht hat, wäre es meiner Ansicht, Ehrenpflicht von Euch Jungen, dass ihr ihm helft“. Sie argumentiert und übt Druck aus, „ich weiß, Ihr seid alle noch keine Millionäre, aber mit gutem Willen und gutem & hilfsbereitem Herzen, könnt Ihr helfen, dass die jungen Leutchen heraus kommen, Ihr seit alle Enkel eines Großvaters, einer Großmutter, zeigt, dass Ihr ihrer würdig seid ...“. Ihr Appell bleibt nicht ungehört, und als das Geld aus den USA eintrifft, dankt sie mit folgenden Worten: „So lange in der Familie der Einsatz + Hilfsbereitschaft noch so vorhanden ist, gehen wir nicht unter.“

Aus den Kommentaren in den Briefen ist zu entnehmen, dass Erwin wie auch andere Familienangehörige und Freunde die Neuankömmlinge in Übersee vom Schiff abholen und sie, besonders in erster Zeit, so gut wie möglich unterstützen. Wie eine Devise fasst Bertha Tänzer dieses Zusammengehörigkeitsgefühl mit folgenden Worten zusammen: „Heute heißt es helfen und wieder helfen, und Jeder muss nach den Gaben und Mitteln der Gelder, der Geister, des Herzens, der Hand und seinen Beziehungen *mithelfen*.“

Sie schreibt dies am 20. November 1938, nachdem die „Katastrophe“, wie sie die Ereignisse zehn Tage vorher benennt, über die Juden in Deutschland gekommen ist. Sie nimmt an, dass ihr Sohn in den USA „im Bild“ ist, was sich in der Nacht vom 9. auf den 10. November abspielte. Doch konnte sich Erwin wirklich ein Bild machen von den ausgebrannten Synagogen, den zerstörten jüdischen Geschäften, den Verhaftungen und vor allem, was in der „Wilhelmsruhe“ geschehen war? Natürlich kann Bertha Tänzer ihrem Sohn nichts berichten – nur beruhigen kann sie ihn: „Hier habe ich + Tante Emilie Glück gehabt; unsere Zimmerle sind noch im alten guten Zustand.“

⁴⁸ Hilde Strauss, geboren am 1.6.1919, ist 19 Jahre alt. Für Hilde findet Ilse Tänzer in England 1939 eine Stelle als Haushaltshilfe.



Die zerstörte Göttinger Synagoge nach der Reichspogromnacht 1938.



Die Reichspogromnacht 1938

Als nach dem Krieg die Verfahren gegen die nationalsozialistischen Verbrecher eingeleitet wurden, konnte die langjährige Leiterin des Heims „Wilhelmsruhe“, die Theresienstadt überlebt hatte, als Zeugin geladen werden. Eine nichtjüdische Hausgehilfin bestätigte ihre Aussage. Ihrem Bericht zufolge hatten in dem „Landesasyl“ in zwei aufeinander folgenden Nächten Banden mit Hämmern und Beilen gewütet. Der Schaden war immens: „... alle Waschbecken und Marmorplatten, alle Lampen und Beleuchtungskörper, die Schreibmaschinen, der Medikamentenschrank, 1000 Teller verschiedenster Größe, einige Hundert Zweiliter-Gläser Eingemachtes: alles war zerstört, die Schränke umgeworfen.“⁴⁹ Am nächsten Morgen hatten sie für die ungefähr 100 Personen im Heim noch drei Tassen. Das war der materielle Schaden – und der seelische? Wie hat Bertha Tänzer diesen Angriff ertragen?

Seltsamerweise schreibt sie am 11. November 1938: „Mir geht es gut, ich bin gesund, und wenn ich gute Nachrichten von Euch bekomme, bin ich sehr zufrieden. Gehalt und Zulagen bekomme ich bis jetzt ungekürzt, und hoffe es, dass es auch weiter so bleibt.“

Am 14. November schickt sie eine Karte an Erwin. Das ist außergewöhnlich, da sie bisher nur mehrseitige Briefe an ihn adressiert hat. Der Text ist wie immer: „... auch ich, Tante Emilie, Onkel Max + Familie sind gesund.“ In einem Brief am selben Tag verfasst, bittet sie, „dass auch Du mich anfordern kannst, denn man weiß ja nicht, was die Zukunft bringt, dann ist man bei seinem Kind.“ Drei Tage später schreibt sie wieder „nur zur Beruhigung“ und fügt hinzu: „Als ich Dir meinen letzten Brief schrieb, war ich sehr deprimiert. Doch heute bin ich beruhigter und hoffnungsvoller; die Hauptsache ist, *wir sind gesund*.“ Für ihre Geschwister hält sie es für notwendig, dass sie „fort kommen“. „Und ich?“, fragt sie, „ich warte mal ab wie der Hase läuft. Es ist alles wieder ruhig und beruhigter.“ Außerdem meint sie, „ich bin halt eine stolze Mutter, darum will ich, wenn auch Schicksalsschläge kommen, mich nicht niederdrücken lassen, und hier bleiben, so lange es geht, den ich will kein Ballast sein. Ilse ist selbst noch abhängig und mittellos, und Du hast zu kämpfen. Also kommt Zeit, kommt Rat. Der l'e Gott hat mich bisher beschützt, möge er mir weiter beistehen.“

Über ihren Bruder und seine Familie schreibt sie: „Onkel Max sein Betrieb ist seit 10. Nov. geschlossen, er hat jetzt keine Existenz mehr. Sie haben viele Sorgen und Kummer.“ Unter anderem, weil ihr Sohn Erich „unfreiwillig verreist ist“. So umschreibt Frau Tänzer die Verhaftung und den mehrwöchigen Aufenthalt ihres Neffen im KZ Dachau nach der Pogromnacht.

Erwin kann den Brief mit der ablehnenden Meinung seiner Mutter zum Thema Auswanderung noch nicht erhalten haben. Er muss spontan nach dem Bekanntwerden der Ereignisse in der Pogromnacht gehandelt haben. Schon am 4. Dezember 1938 bekommt Bertha Tänzer einen großen Briefumschlag zugestellt. Der Inhalt: Bürgschaften für sie und ihre Schwester, übernommen von Leo Adler, einem Neffen von Tante Emilies verstorbenem Mann, der vor vielen Jahren nach Amerika ausgewandert ist. Wie reagiert Frau Tänzer?

⁴⁹ Wie Anm. 43, S.179 ff.

„Ich war sprachlos, Tante Emilie weinte vor Freude, und ich?! Ich wusste nicht, soll ich weinen oder lachen, mir war, als wenn mir der Boden unter den Füßen weggezogen würde. ... Jetzt ist's ein Jahr, dass ich Göppingen verlassen habe ..., und froh war, nach all der Unrast, Sorge und Kummer endlich eine Bleibe, ein Ruheplätzchen gefunden zu haben, wo ich in Frieden leben kann, unabhängig von meinen Kindern, und Niemanden zur Last. – Jetzt soll sich auf einmal alles, alles wenden?! Halte mich nicht für undankbar, lieber Erwin, es ist die ganze Umwälzung, die ganze Erschütterung der letzten Wochen. Alle Ideale sind zusammengestürzt, ‚Glaube + Heimath‘. Nun werde ich 63 Jahre alt. Eltern, Großeltern und Urgroßeltern haben hier gelebt, geachtet, angesehen und ausgezeichnet mit den höchsten Ehren, ... und Dein lieber Vater war ein glühender Verehrer Deutschlands. ... Mit hohen Auszeichnungen kam er nach Ende des Krieges heim, körperlich krank, durch zweimalige Ruhr, und seelisch krank durch den Zusammenbruch. ... Ihr Kinder seid verstreut in verschiedene Länder, ich bin noch allein hier, und wollte bleiben, weil ich zu sehr verwurzelt bin, – aber der Sturm entwurzelt auch alte Bäume! Doch nach Sturm + Wetter bricht die Sonne hindurch. Es kommt Dein Ruf: – Mutter komm!!“

Einen kurzen Moment erwägt sie den Gedanken der Auswanderung, doch sie schränkt ein. Sie will abwarten, „wie sich die Verhältnisse weiter gestalten; jetzt ist alles noch zu neu; vielleicht werde ich dann reif“. Sie dankt ihm für seine „Liebe + Fürsorge“ und führt das Argument an, das sie in den folgenden Monaten immer wieder nennt: „Erwin, hast Du es Dir auch überlegt, was es für Dich heißt, die Mutter zu Dir kommen zu lassen?! – Es heißt eine große Verpflichtung und Verantwortung auf sich nehmen, es ist eine Umstellung für Dich; bisher warst Du allein, konntest tun und lassen, was Du für richtig hielst, brauchst auf Niemand Rücksicht nehmen, warst frei und unabhängig, so wie auch ich. Bisher konnte ich von meiner Pension leben, und wenn ich bei Dir bin, müsstest Du für zwei sorgen, und verdienen.“

Als Erwin ihr Vorwürfe macht, sich zu spät um eine Nummer für das Visum in die USA gekümmert zu haben, wehrt sie sich in ihrem Brief vom 5. März 1939: „... erstens dachte ich gar nicht daran, von hier wegzugehen; zweitens bin ich gerne hier; drittens war die November Katastrophe nicht voraus zu sehen“. Bertha Tänzer hat zu dem Zeitpunkt die Einwanderungsnummer 43 417 und weiß, dass „Jahre dahin gehen (können), bis man an die Reihe kommt“.

Sie weist zu Recht auf die unvorhersehbaren Ereignisse hin, die die Zahl der Auswanderungswilligen hochschnellen ließ. Denn zu dem des 9. Novembers kam „für die Juden ... durch die Eingliederung Böhmens und Mährens, ebenso des Memellandes als unangenehme Begleiterscheinung hinzu, dass die deutsche Einwanderungsquote für die USA, welche als der Lebensnerv für die jüdische Auswanderung angesehen werden muss, insofern stark belastet ... (wurde), als die USA nunmehr auch die Juden Böhmens, Mährens und des Memellandes auf die deutsche Quote setzten, ohne diese zu erhöhen“⁵⁰.

⁵⁰ Auszug aus dem Geheimen Lagebericht des Sicherheitsdienstes Reichsführer-SS Unterabschnitt Württemberg-Hohenzollern. In: Paul Sauer: Dokumente über die Verfolgung der jüdischen Bürger in Baden-Württemberg durch

das Nationalsozialistische Regime 1933–1945. Band 2. Stuttgart 1966, S. 91 (=Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg, Band 17).

Ihr Hauptargument gegen die Auswanderung fasst sie in dem Brief nochmals zusammen: „Dann, lieber Erwin, habe ich meine Pension und mein Auskommen, bin unabhängig, brauch Euch Kinder nicht zur Last fallen, und dieses Bewusstsein hat mich hier zufrieden gemacht. ... Du bist ein junger Mann, Ingenieur von einer großen Firma, ‚Ausgezeichneter‘ der Universität.⁵¹ Du hast die Mutter nicht notwendig, Du sollst Dich frei, ohne Ballast und Rücksichten bewegen können.“ Ihrem jüngsten Sohn zur Last fallen ist ihr ein unerträglicher Gedanke.

Andere Möglichkeiten, als nach Amerika auszuwandern, sieht sie nicht. Ihre Tochter Ilse drängt sie, zu ihr nach England zu kommen. Doch auf Grund Ilses rechtlich und finanziell ungesicherter Position als ausländische Studentin hält sie dieses Angebot für unrealistisch. Ihre älteren Söhne versuchen, sich in Palästina eine neue Existenz aufzubauen. Als Bertha Tänzer im Mai 1938 erfährt, dass Paul und Hugo auswandern und ihrem Bruder Fritz nach Palästina folgen wollen, freut sie sich. Sie schreibt Erwin, „dann wären ja die drei Brüder wieder beisammen und nicht nach allen Himmelsrichtungen verstreut, und der Sehnsuchtstraum, der sich bei Vater nicht erfüllte, erfüllt sich nun bei seinen älteren Söhnen“. Trotz der positiven Beziehung zu diesem Land erwähnt sie in ihren Briefen an Erwin kein einziges Mal Palästina als alternatives Auswanderungsziel. Die Tochter Irene in Budapest kann sie nicht um Hilfe bitten, denn ihr Leben ist von Geldsorgen überschattet. Sie warnt ihren Sohn Erwin erneut, „so müsstest Du *mein Versorger sein*“. Sie bittet um Aufschub für ihre Entscheidung, Deutschland verlassen zu müssen. Einen Monat später meint sie: „Sollten aber die Verhältnisse eintreten, die mich zwingen, dann sind es eben nur die Verhältnisse, die mich bestimmen.“ Sie fügt hinzu: „und wenn man dann heraus will, oder muss, ist's meistens schon zu spät. ... Dann muss man halt das Los mit allen anderen tragen, die nicht heraus können.“

Seit Januar 1939 liegt für Bertha Tänzer ein Besuchsvisum für England im Frankfurter Konsulat. Ihre Tochter Ilse fordert sie auf, die notwendigen Schritte zu unternehmen, besonders als die politischen Verhältnisse in Europa im Sommer 1939 immer unsicherer werden. Doch Frau Tänzer wirkt erschöpft und ausgelaugt. Sie hat miterlebt, wie Menschen, die auswandern wollen, kämpfen müssen, welche Schwierigkeiten sie zu überwinden haben, welchen Schikanen sie ausgesetzt sind, bis sie ihren Fuß in ein fremdes Land setzen können. Frau Tänzer fühlt sich dem nicht gewachsen. „Wenn man mal in einem Heim ist, dann steht man nicht mehr im Leben drin, man ist auf Andere angewiesen. ... Da man viele Gänge zu Behörden hat, ich ... stets Begleitung haben muss, so ist das nicht einfach.“ Und außerdem glaubt sie im August 1939, „dass es jetzt schon zu spät ist“.

„Nun ist es zu spät ...“

„Nun ist es zu spät“, schreibt sie am 5. September 1939. „Der Würfel ist gefallen nach den Tagen des Hangens und Bangens.“ Deutschland ist am 1. September

⁵¹ Erwin Tänzer hatte sich an der Universität in New York eingeschrieben. Abends, nach Geschäftsschluss belegte er Vorlesungen und

Übungen. Trotz der Doppelbelastung Beruf und Studium absolvierte er seine Prüfungen mit Auszeichnung.

1939 in Polen einmarschiert. Der Zweite Weltkrieg begann, die Grenzen zu England wurden geschlossen. Das Schicksal hat Bertha Tänzer die Entscheidung abgenommen: Sie kann nicht mehr zu ihrer Tochter ausreisen, sie muss in Deutschland bleiben und erfahren, wie die Schlinge der Repressalien den Juden immer mehr die Luft für ein menschenwürdiges Leben abschnürt.

Seit dem November 1938 nahm die Zahl der Bewohner im Landes asyl „Wilhelmsruhe“ stetig zu. Sontheim wurde nach Heilbronn eingemeindet, ältere Bewohner aus Heilbronn wurden gezwungen, ihre Wohnungen aufzugeben und ins Landes asyl umzusiedeln. Bertha Tänzer und ihre Schwester konnten trotz des wachsenden Bedarfs an Räumen ein weiteres Jahr Einzelzimmer belegen. Doch seit Kriegsbeginn suchten flüchtende jüdische Familien aus dem Saarland, aus der Pfalz und aus Baden, die im Bereich des Westwalls wohnten, Sicherheit im Heim „Wilhelmsruhe“. Es lebten jetzt 150 bis 160 Personen in den Gebäuden, doppelt so viel wie 1937, und dies erklärt Frau Tänzers Worte: „auch ich musste mein Zimmer hergeben, und wohne mit Tante Emilie in einem Zimmer“. Noch ist sie nicht von Umzugsmaßnahmen betroffen und weiß ihre Lage zu schätzen. „Im Heim geht vorerst noch alles seinen Gang, trotz verschiedener Einschränkungen.“ Sie weist auf eine weitere Kürzung ihrer Pension, auf die kriegsbedingten Rationierungen hin, doch „die Ernährung ist noch ausreichend“, und „man muss bescheiden und zufrieden sein und sich in der Zeit einfügen“.

Stärker betroffen von den nationalsozialistischen Zwangsmaßnahmen ist wieder ihr Bruder Max Strauss, seine Frau Hermine und deren Mutter Sofie Rothschild. Hatte die Familie Strauss schon im Januar 1938 ihre Wohnung gekündigt bekommen, „weil die Hausbesitzer keine Juden mehr in ihrem Haus“ wollten, werden sie jetzt, nachdem sie dazwischen noch zweimal umgezogen waren, wieder gezwungen, ihre Wohnung wegen „Arisierung“ zu räumen. Es ist der vierte Umzug in ein- einhalb Jahren für den 65-jährigen Max Strauss, der sich finanziell mit Pensionsgästen in den Räumen seiner gemieteten Wohnung über Wasser hält. Ein Mann, der früher als Zigarrenfabrikant sein Geld verdiente, ist nun froh, „dass er nicht obdachlos ist“.

Gegen die Widrigkeiten und das Elend ihrer Lebensumwelt setzt Bertha Tänzer ihre Erinnerungen. Sie berichtet von dem glücklichen Ereignis, als ihr „Bubi“ auf die Welt kam, wie sehr sich sein Vater über den Nachwuchs freute, und beteuert ihm: „... sein väterlicher Segen wird mit Dir sein, und allen seinen Kindern, und Ihr werdet seinem Namen Ehre machen, und in Euch lebt er fort“. Sie ist eine gläubige Frau, die die Regeln der jüdischen Religion achtet und auch Erwin immer wieder anhält, in die Synagoge zu gehen, die jüdischen Feiertage und den Gedenktag für den seligen Vater zu ehren. Eine heitere Note bekommen ihre Briefe, wenn sie Gedichte zitiert, sich an Frühlingsboten oder dem herrlichen Grün des Gartens erfreut.

In Ermangelung eines Geschenks überrascht sie ihren Sohn an seinem Geburtstag im Mai 1940 mit einem Gratulationsbrief in englischer Sprache. Sie hat einige Monate Englischunterricht genommen und gesteht: „I can not much. And speak very bat. If you can't read or not onderstand my letter your heart will tell you, how I think ond feel.“

Wie eine Mauer des Widerstands baut sie diese positiven Gedanken gegen die Düsternis ihrer Welt auf. Von Monat zu Monat steigert sich ihre Sorge um ihre Tochter in England. Waren zu Anfang des Krieges noch vereinzelt Briefe von Ilse zu ihr gelangt, bekommt sie ab April 1940 keine schriftliche Nachricht mehr von ihr. Die Kriegstreiberei der Deutschen Wehrmacht, die Berichte ihrer triumphalen Erfolge über das feindliche England steigern Frau Tänzers Ängste um sie. „Der Gedanke, sie allein ohne Schutz draußen zu wissen, macht mich ganz unglücklich, vielleicht ohne Obdach, hungernd und frierend“, schreibt sie am 7. Oktober 1940 an Erwin. Über ihn, ab und an über Irene in Ungarn, reißt der Kontakt zu Ilse nicht völlig ab, bleibt aber indirekt. Wiederholt bittet sie ihn, seiner Schwester „brüderlich beizustehen mit Rat und Tat“.

Auch auf seine Briefe wartet Bertha Tänzer „sehnsüchtig“, manchmal zwei Monate. Wenn „der Briefverkehr stockt, entbehren wir Zurück-Geblienen sehr viel“, beschreibt sie ihre Situation. Die Briefe sind die einzige Verbindung zu den Menschen, die ihnen, den Juden in Deutschland, noch Hoffnung auf Hilfe geben können.

Denn Ende 1940 beginnen die Deportationen. Frau Tänzer berichtet in ihrem Brief vom November dieses Jahres, dass Onkel Lehman sie besucht habe, der mit seinen 85 Jahren noch sehr rüstig sei.⁵² „Er ist allein hierher gereist, doch 2 Tage später musste er noch eine größere Reise machen mit einer großen Reisegesellschaft, sein Aufenthalt ist uns unbekannt.“ So harmlos ihre gewählten Worte klingen, sie weiß von Anfang an, dass ihr Schwager Lehman mit seiner Familie Opfer des Rassenwahns der Nationalsozialisten geworden ist. Sie wurden am 22. Oktober 1940 in einer detailliert geplanten Aktion aus ihren Häusern in ihrem Wohnort Niedenstein bei Sinsheim getrieben. Eingepfercht in Viehwaggons fuhren mehr als 6000 Menschen jüdischen Glaubens, hauptsächlich aus Baden und der Pfalz, quer durch das teilweise besetzte Frankreich in das größte Internierungslager „Camp de Gurs“ am Fuße der Pyrenäen. Die Lebensbedingungen der Gefangenen, vom Säugling bis zum Greis, eingesperrt aus rassistischen oder politischen Gründen, waren grauenvoll. Frau Tänzer hofft, dass Erwin die Dringlichkeit ihrer Botschaft versteht, als sie schreibt: „... die Leute dort müssen viel entbehren und leiden sehr unter der Kälte, auch die Ernährung ist sehr mangelhaft. ... Da wir den Armen und Hilfsbedürftigen nichts schicken dürfen, schickt etwas Geld.“ Onkel Lehman überlebt die Strapazen des Lagers nicht.⁵³ „Der Tod war Erlösung“ für ihn, schreibt Bertha Tänzer in einem späteren Brief und es klingt wie ein Trost für sie. Gleichzeitig hat das Schicksal ihres Schwagers ihr unbarmherzig vor Augen geführt, dass auch sie Opfer des Terrorregimes des „3. Reichs“ werden kann.

⁵² Lehman Mayer, verheiratet mit Bertha Tänzers ältester Schwester Lina, die schon 1925 verstorben ist.

⁵³ Er stirbt am 2. April 1941. Sein Sohn und seine Schwiegertochter wurden 1942 nach Auschwitz deportiert.

Seit April 1940 gehen Gerüchte um, „dass unser Heim verlegt werden soll, wann und wohin, das wissen wir noch nicht ...“. Im Brief vom 15. November 1940 fügt Tante Emilie unten am Briefrand hinzu: „Soeben wurde uns mitgeteilt, dass wir den 18. Nov. das Haus hier räumen müssen.“ Was heißt das? Zwei Bewohnerinnen, im Alter von 71 und 64 Jahren, müssen innerhalb von wenigen Stunden aus ihrem Zimmer im Heim für jüdische Senioren ausziehen. Hintergrund der Aktion war: Die „Volksdeutsche Mittelstelle“ hatte den Gebäudekomplex beschlagnahmt. Die 150 bis 160 zumeist alten Menschen standen auf der Straße. Sie wurden aufgefordert, in ihre Heimatorte zurückzukehren – aber in welche Wohnungen? Einige konnten noch in anderen überfüllten Altersheimen Aufnahme finden, manche wies man in die Pflegeanstalt für Geistesschwache in Heggbach, Kreis Biberach, ein. Frau Tänzer und Frau Adler finden Quartier bei ihrem Bruder Max in Heilbronn, in der Badstraße 10. Über ihren Einzug berichtet sie: „Wir haben ein schönes großes Zimmer, oben im 3. Stock. Es liegen unruhige und aufregende Tage hinter uns, da wir vorerst nicht wussten, wohin wir kommen, ob in die Nähe oder weit fort. Nun hat sich für uns so gefügt, dass wir zu Onkel Max kommen konnten.“ Sie wünscht sich: „Nun gebe Gott dass wir hier in Ruhe + Frieden leben können.“

Bertha Tänzer hat hautnah zu spüren bekommen, von welcher fremdbestimmten Willkür ihr Leben abhängig ist. Das Schicksal ist ihr dieses Mal noch hold gewesen. Doch der Gedanke „mir könnte das gleiche Los bestimmt sein wie Onkel Lehman“, begleitet sie ab diesem Ereignis ständig.

Die drei Geschwister wohnen bis zum März 1942 in diesem sogenannten „Judenhaus“. Dies war die Bezeichnung für ein Gebäude, in dem, ausgelöst durch das „Gesetz über Mietverhältnisse mit Juden“ vom April 1939, Juden in großer Anzahl zusammenwohnten, weil ihnen in anderen Häusern durch „Arisierung“ gekündigt bzw. ihre Häuser von den Nazis beschlagnahmt worden waren. Diese „Judenhäuser“, 14 gab es davon in Heilbronn, kontrollierte die Gestapo und erleichterte ihr – eine perfide Idee – die Logistik bei den anstehenden Deportationen. Wie viele Personen in der Badstraße 10 wohnten, lässt sich nicht genau feststellen; wahrscheinlich zwischen 15 bis 21, davon elf Leute in der Fünf-Zimmer-Wohnung von Max Strauss.

Im Februar 1941 schreibt Bertha Tänzer: „Ich bin gesund, ebenso alle Lieben im Hause. Ich erhalte noch meine Witwenpension aber stark gekürzt, doch habe ich mein bescheidenes Auskommen. Auch meine Garderobe ist ausreichend; im Haus trägt man seine alten Kleider auf.“ Vielleicht ein Hinweis von ihr, dass es für jüdische Bewohner kaum mehr möglich war, sich in der Öffentlichkeit frei zu bewegen. Trotzdem fährt sie im August nochmals nach Göppingen, um das Grab ihres Mannes zu besuchen. Wenige Tage später, ab 1. September 1941, muss sie den „Gelben Stern“ tragen – der Gipfel der Brandmarkung. Ausgegrenzt und entrechtet, verlassen jüdische Bürger kaum mehr das Haus, außer sie sind wie Max „Schwerarbeiter geworden, er arbeitet mit noch vielen Altersgenossen am Straßenbau“. Der 67-Jährige ist zur Zwangsarbeit im Kanalbau verpflichtet worden.

Die Verhältnisse, die Unsicherheit, lassen Frau Tänzer ihre Meinung zum Thema Auswanderung ändern. Im Januar 1941 formuliert sie vorsichtig, „auch ich wäre jetzt froh, wenn ich bald dorthin könnte“, das heißt zu Erwin. Neue Bestimmungen

kommen ihrem Anliegen entgegen: Ab März 1941 können Kinder in den USA ihre Eltern anfordern, unabhängig vom Quotensystem. Daraufhin präzisiert sie ihre Bitte: „Wenn Du jetzt schon in der Lage bist, dass Du mich kommen lassen kannst, dann möchte ich Dich bitten, auch mich so rasch als möglich kommen zu lassen. ... Gerne hätte ich Dich ja noch verschont, ich wollte Euch Kindern noch nicht zur Last fallen, aber ich kann und darf jetzt diese Rücksicht nicht mehr nehmen.“ Erwin setzt alle Hebel in Bewegung, schickt eine neue Bürgschaft, zahlt die vorgeschriebenen Gebühren und die Schiffspassage für seine Mutter. Sie reicht die Papiere bei der „Mittelstelle“, der „jüdischen Auswanderungsstelle in Stuttgart“ zur Prüfung ein. Hoffnungsvoll wartet sie auf einen positiven Bescheid, freut sich auf das Wiedersehen mit ihrem Sohn, denn „dann hat mein Leben auch wieder einen Inhalt“.

Im Juni 1941 verfügt die US-Regierung nach einigen U-Boot-Zwischenfällen die Schließung der amerikanischen Konsulate.⁵⁴ Bertha Tänzers und Tante Emilies Papiere liegen unbearbeitet im Konsulat. Sie schreibt: „Wir haben somit wenig oder gar keine Aussicht auswandern zu können. Wir sind sehr deprimiert, doch müssen wir uns mit noch vielen Anderen trösten, die das gleiche Los tragen.“ Ihrem Sohn bestätigt sie: „Dir aber mag es ein beruhigendes Bewusstsein sein, was die Zukunft auch bringen mag, dass Du alles für mich getan hast, um zu ermöglichen, dass ich zu Dir kommen kann. Ich bin jedenfalls stolz und glücklich, dass ich so einen braven Sohn habe.“

In ihrem Brief vom Oktober 1941 fleht sie, ihr eine Ausreise über das Übergangsland Cuba zu finanzieren, denn „dringende Hilfe ist notwendig“. Sie schließt ihren Brief mit den Worten, die sie meist ans Ende setzte: „Sei innigst begrüßt von Deiner Mutter.“ Es ist ihr letzter an Erwin gerichteter Brief.

Fünf Monate danach werden sie, ihre Schwester Emilie, ihr Bruder Max und Hermine mit ihrer Mutter nach Haigerloch zwangsumgesiedelt.

Ausflug nach Haigerloch im Mai 2006

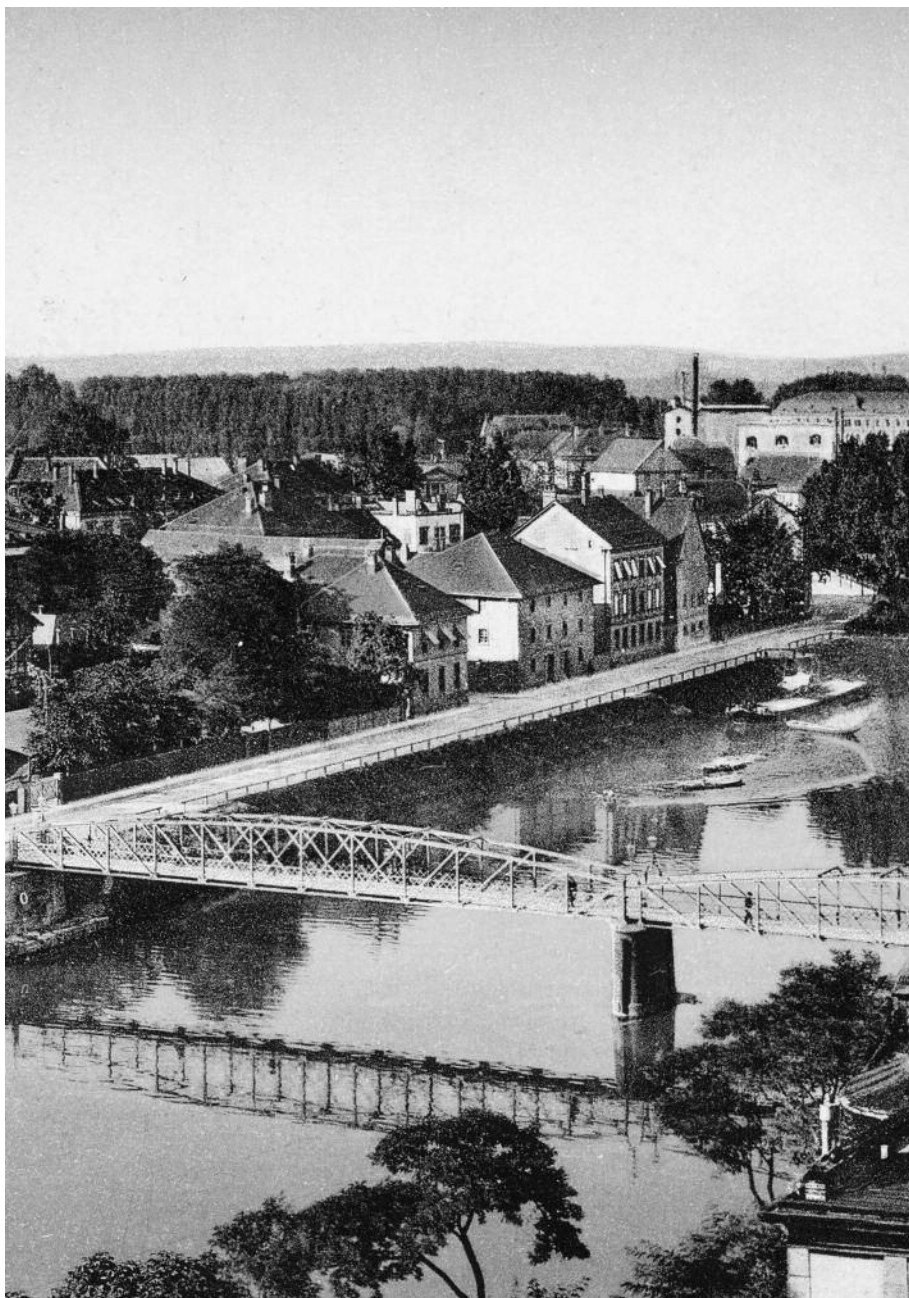
Imposant, wie das Schloss der Hohenzollern auf dem einen Hügel liegt, herrschaftlich. Das gemeine Volk siedelte sich auf der gegenüberliegenden Anhöhe an. Hoch strecken sich die Häuser, als wolle jedes von dem herrlichen Sonnenschein ein wenig abbekommen. Das Flüsschen Eyach plätschert zwischendurch. Der Flieder blüht. Die Welt scheint in Ordnung in Haigerloch.

Zu frösteln beginne ich trotz Wärme und Idylle bei der jüdischen Synagoge – hier verbrachte Bertha Tänzer die folgenden fünf Monate, bevor sie nach Theresienstadt in den Tod geschickt wurde, einen Tod durch Verhungern. Wir, zwei Freundinnen und ich, stehen vor einem lang gestreckten Bau und lesen die Namen der Deportierten, die einst Bürger dieses Ortes waren. 110 Namen, Namen von Menschen, denen man seit 2005 mit der Tafel ein Andenken schenken will.

Helmut Gabeli, 1. Vorsitzender des Gesprächskreises Ehemalige Synagoge Haigerloch e.V., führt uns durch die Geschichte dieses Ortes. 1933 hatten hier im jüdi-

⁵⁴ Wie Anm. 10, S. 215.

*Das sogenannte Judenhaus in Heilbronn, Bad-
straße 10 vor 1944 (das erste Haus im Vorder-
grund).*





Blick über das Haag, die jüdische Siedlung in Haigerloch, in den 1930er-Jahren.

schen Viertel noch 193 Personen gewohnt. Man kannte sich in dem kleinen Ort Haigerloch, auch wenn die jüdischen Einwohner in einem gesonderten Stadtteil, dem „Haag“, wohnten. Ihre Häuser hatten sie rund um die Synagoge angeordnet. Die Mikwe, das Badhaus liegt hinter dem jüdischen Gebetshaus. Die Gebäude stehen noch, das ist eine Rarität. Doch wie „verletzt“ wurden sie. In der Reichspogromnacht hatten rund 50 SA-Männer Privathäuser demoliert, danach sämtliche Fenster der Synagoge eingeschlagen, die Türen aufgebrochen, um im Innern alles zu vernichten, zu schänden. In der Mikwe, dem rituellen Tauchbad, rissen sie die Wannen heraus – brutaler Vandalismus, das war ihr Ziel. Entweiht waren die Orte, die den jüdischen Bewohnern einst als Stätten des Gebets, der Rituale und der Freude gegolten hatten.

Eine wechselvolle Geschichte folgte: Schon 1939 übernahm die Stadtverwaltung Haigerloch die ehemalige Synagoge, um die Räumlichkeiten für eine Turnhalle umzubauen. Wegen Materialmangels mussten die Bauarbeiten im Januar 1942 eingestellt werden. Nach dem Zweiten Weltkrieg, als sich in Haigerloch keine neue jüdische Gemeinde bildete, verkaufte die Israelitische Kultusvereinigung Württemberg ihr ehemaliges Gotteshaus an einen Privatmann. Es wurde bis zur Unkenntlichkeit umgebaut. Zunächst wurden die Fenster zugemauert, denn bis 1960 diente es als Filmtheater. 1968 zog eine Ladenkette ein. Sowohl den Filmvorführraum als auch das rot leuchtende „SPAR“-Schild sieht der Besucher bei seinem Gang durch die „Ehemalige Synagoge“, die jetzt ein Museum, eine Gedenkstätte ist.⁵⁵ Das religiöse Leben

⁵⁵ Einen ausführlichen Bericht über die Geschichte der Synagoge gibt Helmut Gabeli in seinem Aufsatz: Synagogengebäude als Turnhalle wünschenswert. Die Einrichtungen der Jüdischen

Gemeinde Haigerloch. In: Erinnerungen an die Haigerlöcher Juden. Hrsg. Von Utz Jeggle. Tübingen 2000, S. 279–298.

in der Synagoge war mit dem 10. November 1938 erloschen. Ab September 1942 konnte dies keinen Menschen jüdischen Glaubens mehr „bekümmern“, denn Haigerloch war, wie in der Ortschronik vermerkt, „judenfrei“. Ein Wort, das so viel zynische Bestialität in sich birgt. Denn die ehemaligen Mitbürger und noch viele zwangsumgesiedelte jüdische Bürger Deutschlands hatten den Ort gruppenweise in Richtung Bahnhof verlassen müssen. Mit dem Abtransport dieser Menschen wurde die jahrhundertealte Tradition jüdischer Kultur an diesem Ort ausgelöscht.

Herr Gabeli berichtet in dem Buch „Evakuiert nach dem Osten“ von der ersten Deportation am 27. November 1941: „Auf ausdrückliches Verlangen der NSDAP-Ortsgruppe begeben sich die für den Transport bestimmten Juden vom Haag über den abgelegenen Weg St. Annahalde zum Bahnhof, wo sie erst 20 Minuten vor Abfahrt des Zuges eintreffen sollen. Scheuen die braunen Schergen die Blicke der Nachbarn oder der Öffentlichkeit?“, fragt Helmut Gabeli. „Auf dem Bahnhof findet die angeordnete Untersuchung nach Waffen, Munition, Sprengstoff, Gift, Devisen und Schmuck durch Beamte der Gendarmerie statt. Die jüdischen Frauen werden von Pflegerinnen und Fürsorgerinnen per Leibesvisitation in einem Zimmer untersucht. Sie müssen ihre Kleider öffnen.“ Schmuckstücke, vielleicht aus Familienbesitz, an die Erinnerungen geknüpft waren, wurden ihnen entrissen. Kleine Schmucksteinchen, goldene Anhänger – wenig erinnert in einer Vitrine in der ehemaligen Synagoge an diesen Akt der Beraubung. „Viele Jüdinnen weinen. ... Bei der Durchsuchung beschlagnahmen die Beamten bei 46 Personen insgesamt RM 258,65. Dabei scheuen sie auch nicht vor Kleinstbeträgen von 18 oder 50 Pfennigen zurück. Dann setzt sich der Deportationszug in Bewegung. ... Unmittelbar nach dem Abtransport werden die freigewordenen Wohnungen polizeilich versiegelt.“ 111 Männer und Frauen befanden sich in dem Zug. Elf von ihnen überlebten.⁵⁶

Was passierte mit den frei gewordenen Wohnungen? Bis ins letzte Detail hatten die Nazis die Vernichtung der Juden organisiert. Wenn die sogenannten „Judenhäuser“ überfüllt waren, wie in Heilbronn, siedelte man die Juden vorübergehend nach Haigerloch um, bis die Abtransporte in die Lager logistisch perfekt durchgeführt werden konnten.

So kam Bertha Tänzer am 24. März 1942 in Haigerloch an und wurde in das Haus 234 eingewiesen, wie aus der Einwohnermeldekarte zu entnehmen ist.⁵⁷ Herr Gabeli macht uns auf das Gebäude aufmerksam. In den 1960er-Jahren renoviert, rundherum fröhliche Anwohner, teils südeuropäischer Herkunft, – es fällt schwer, sich in die Situation der gepeinigten Anwohner von 1942 hineinzusetzen. Wieder lebte Bertha Tänzer mit ihren Geschwistern zusammen. Was mögen sie gespro-

⁵⁶ Helmut Gabeli: „Evakuiert“ und „Unbekannt verzogen“. In: „Evakuiert nach dem Osten“. Deportation der Juden aus Württemberg und Hohenzollern vor 60 Jahren. Hrsg. vom Verein Alte Synagoge Hechingen. Haigerloch 2001, S. 139 ff. Durch die Initiative des Gesprächskreises Ehemalige Synagoge Haigerloch e.V. konnte 1999 die ehemalige Synagoge gekauft werden,

2004 im Gebäude durch das Haus der Geschichte Baden-Württemberg die Dauerausstellung „Spurensicherung: Jüdisches Leben in Hohenzollern“ eröffnet werden.

⁵⁷ In Haigerloch galt damals noch die alte Gebäudennummer und Straßenbezeichnung als Adressenangabe. Erst 1963/1964 wurde sie geändert. Heute ist es das Haus Im Haag 45.



Karte von Bertha Tänzer an ihre Kinder, geschrieben am 3. August 1942, zwei Wochen vor ihrer Deportation nach Theresienstadt.

chen haben, wenn sie sich unbeobachtet fühlten. Kontrolliert wurden sie ständig in diesem Ghetto. Über einen jüdischen Vertrauensmann bekamen sie die Anordnungen übermittelt. Als sie aufgefordert wurden, die sogenannten „Heimeinkaufsverträge“ abzuschließen, das hieß, dass sie für ihre Unterkunft und ihre Verpflegung in Theresienstadt zahlen mussten, hofften sie da noch auf eine Zukunft? Glaubten sie, wenn sie ihr restliches Vermögen an die Reichsvereinigung der Juden abliefern, dass sie sich damit in ein Altersheim im Osten, im sogenannten deutschen Protektorat, einkaufen würden? Oder waren die Gerüchte schon zu ihnen durchgesickert, dass sie in dem Lager in der Nähe von Prag vernichtet werden sollten? Wie fühlen sich Menschen, die in solch einer ausweglosen Situation sind? An wen, an was hat Bertha Tänzer besonders gedacht? Konnte sie Trost, Stärke in ihrem Glauben finden? Ein Lebenszeichen, in Form einer Karte, schickte sie am 3. August 1942 an ihre Kinder. In dem Satz „Zum 18. August innigste Segenswünsche“ gibt sie verschlüsselt das Datum ihrer Deportation bekannt.

Am 19. August wurden 136 Personen, ausnahmslos ältere Menschen, einschließlich des Pflegepersonals des jüdischen Altersheims aus Sontheim, in drei Gruppen zum Bahnhof Haigerloch geführt. Bertha Tänzer war zu dem Zeitpunkt 66 Jahre alt; die anderen Männer und Frauen im Durchschnitt um die 70. Der älteste unter ihnen befand sich im 90. Lebensjahr.

Der Landrat.

Hechingen, den 17. August 1942

1.) An den

Herrn Bürgermeister

in Haigerloch und Hechingen

geschr. : 11
durch :
verf. :
ab am :

Betrifft: Abschiebung von Juden.

1 Anlage.

Am 22. August 1942 geht von Stuttgart aus ein Transport mit Juden nach dem Protektorat. Zu diesem Transport sind von dortiger Gemeinde die auf beiliegender Liste namhaft gemachten Juden eingeteilt. Diese wurden inzwischen von der Jüdischen Kultusvereinigung Stuttgart schriftlich von der Evakuierung verständigt. Die Juden werden in einem Sammellager (Killesberg) in Stuttgart zusammengefaßt.

Ich ersuche, sämtlich namhaft gemachten Juden dort am Mittwoch, den 19. August d. Js. zu sammeln und am gleichen Tage nach Stuttgart (Hauptbahnhof) zu überstellen.

Die in beiliegender Transportliste verzeichneten Juden werden in drei Abteilungen von Haigerloch aus mit der Bahn nach Stuttgart befördert und zwar:

Lfd. Nr. 1 - 50 = Haigerloch ab 6,41 Uhr, Eyach an 7,04 Uhr, Eyach ab 7,51 Uhr, Tübingen an 8,24 Uhr, Tübingen ab 8,29 Uhr, Stuttgart an 10,14 Uhr.

Lfd. Nr. 51 - 98 = Haigerloch ab 12,07 Uhr, Eyach an 12,35 Uhr, Eyach ab 13,28 Uhr, Tübingen an 14,05 Uhr, Tübingen ab 16,22 Uhr, Stuttgart an 18,21 Uhr.

Mit diesem Zug gehen die zwei Jüdinnen von Hechingen Krauss und Schnurmann mit. Es ist dafür Sorge zu tragen, daß diese beiden Jüdinnen mit dem Landesbahnzug 11,21 Uhr von Hechingen nach Haigerloch befördert werden.

Lfd. Nr. 99 - 139 = Haigerloch ab 15,19 Uhr, Eyach an 15,38 Uhr, Eyach ab 18,53 Uhr, Tübingen an 19,30 Uhr, Tübingen ab 20,00 Uhr, Stuttgart an 21,37 Uhr.

Je Person ist mitzunehmen:

Ein Koffer oder Rucksack mit Ausrüstungsgegenständen
(kein sperrendes Gut) und zwar:

-/-

Das Schreiben des Landrats von Hechingen vom 17. August 1942 bestimmt die Deportation Haigerlocher Juden. Auf der Transportliste, die 139 Namen verzeichnete, stand auch Bertha Tänzer.

Vollständige Bekleidung, (ordentliches Schuhwerk)
 Bettzeug mit Decke, EsGeschirr (Teller oder Topf) mit Löffel,
 Mundvorrat für zwei bis drei Tage.

Nicht mitgenommen werden dürfen:

Wertpapiere, Devisen, Sparkassenbücher, Bargeld usw.
 Wertsachen jeder Art (Gold, Silber, Platin, mit Ausnahme
 des Eheringes)

Lebe Lebendes Inventar,

Messer und Gabel, einschließlich Taschenmesser, Rasier-
 messer, Scheren, Zündhölzer und Feuerzange, Lebensmittel-
 karten.

Alleinliches Gepäck ist am Montag, den 17. August d.J.
 dort eingehend polizeilich zu durchsuchen und dafür zu sorgen,
 daß das Gepäck in der Synagoge in Haigerloch zur polizeilichen
 Untersuchung bereit liegt.

Das Gepäck der zwei Jüdinnen von Hechingen wird auf
 der Polizeiwache in Hechingen untersucht.

Es ist streng darauf zu achten, daß das Gepäck des Ein-
 zelnen sich streng im Rahmen des Vorgeschriebenen hält.

Das Gepäck wird am Dienstag, den 18. August d.J.
 durch die Firma Harr. Mooring & Co. G.m.b.H. Stuttgart in einen
 Eisenbahnwagen in Haigerloch verladen. Das Gepäck ist daher am
 Dienstag, den 18. ds. Mts. auf dem Laddebahnhof Haigerloch zu ver-
 laden und zum Abtransport zu verbringen.

2.) Zda.

Das Schreiben des Landrats betreffs der „Abschiebung des Juden“ zeigt, wie kalt bürokratisch die Nationalsozialisten das Schicksal dieser Menschen abgehandelt haben. Von Stuttgart ging am 22. August einer der größten Transporte nach Theresienstadt ab. Eingepfercht in Waggons wurden über 1200 Menschen ins Inferno gebracht.

Aus Theresienstadt kamen 1943 noch zwei Nachrichten über Bertha Tänzer, Karten mit wenigen Worten. Eine, von ihr im Juni selbst verfasst, enthält die Mitteilung: „Nachdem ich krank war, geht es mir Gott sei Dank besser.“ Auf der zweiten Karte schreibt ihr Bruder Max im Dezember 1943: „Es ist mir leider heute erst möglich, Dir mitzuteilen, dass meine Schwester Berta Tänzer am 25. September gestorben ist ...“

Veröffentlichungen

Thomas Stöckle

Die „Aktion T4“. Die „Vernichtung lebensunwerten Lebens“ in den Jahren 1940/41 und die Heilanstalt Christophsbad in Göppingen
Göppingen 1998. Selbstverlag
43 Seiten mit Abbildungen
ISBN 3-933844-27-4

Karl-Heinz Rueß

„Was in Paris geschah, das habt ihr zu büßen!“ Die Reichspogromnacht in Göppingen
Göppingen 1998. Selbstverlag
51 Seiten mit Abbildungen
ISBN 3-933844-28-2

Karl Heinz Burmeister

Der Schwarze Tod. Die Judenverfolgungen anlässlich der Pest von 1348/49
Göppingen 1999. Selbstverlag
24 Seiten mit Abbildungen
ISBN 3-933844-29-0

Stefan Rohrbacher

Die jüdische Landgemeinde im Umbruch der Zeit. Traditionelle Lebensform, Wandel und Kontinuität im 19. Jahrhundert
Göppingen 2000. Selbstverlag
42 Seiten mit Abbildungen
ISBN 3-933844-33-9

Karl-Heinz Rueß

Spuren schreiben Vergangenheit. Stätten jüdischer Geschichte und Erinnerung in Jebenhausen und Göppingen
Göppingen 2001. Selbstverlag
35 Seiten mit Abb. und Karten
ISBN 3-933844-35-5

Karl-Heinz Rueß

Die Deportation der Göppinger Juden.
Göppingen 2001. Selbstverlag
37 Seiten mit Abbildungen
ISBN 3-933844-38-X

Konrad Plieninger

„Ach es ist alles ohne Ufer ...“
Briege aus dem Warschauer Ghetto
Zweite, erweiterte Auflage.
Göppingen 2002. Selbstverlag
51 Seiten mit Abbildungen
ISBN 3-933844-41-X

Karl-Heinz Rueß/Marcus Zecha (Hrsg.)

Mutige Christen im NS-Staat.
Zweite Auflage.
Göppingen 2003. Selbstverlag
47 Seiten mit Abbildungen
ISBN 3-933844-39-8

Karl-Heinz Rueß

Rabbiner Dr. Aron Tänzer.
Stationen seines Lebens
Göppingen 2002. Selbstverlag
28 Seiten mit zahlreichen Abbildungen
ISBN 3-933844-43-6

Daniel Jütte

Der jüdische Tenor Heinrich Sontheim.
Aufstiegchancen und Antisemitismus in der bürgerlichen Musikkultur des 19. Jahrhunderts
Göppingen 2006. Selbstverlag
51 Seiten mit Abbildungen
ISBN 3-933844-48-7

Claudia Liebenau-Meyer

Jahrgang 1950, wohnhaft in Göppingen, Ausbildung und mehrjährige Tätigkeit im Lehramt an Grund- und Hauptschulen.

1992 Beendigung des Diplomaufbaustudiengangs Erziehungswissenschaft mit Studienrichtung Erwachsenenbildung und Museumspädagogik, Schwerpunkt Gesellschaft.

Tätigkeit als Dozentin an Krankenpflegeschulen für Psychologie, Soziologie und Pädagogik.

Seit 2004 vermehrt Recherchen zur Göppinger Geschichte, Schwerpunkt: Frauenbiografien.